UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Philosophische Kultur

Simmel, Georg

Leipzig, 1919

Zur Philosophie der Geschlechter

urn:nbn:de:hbz:466:1-42168

Visual Library

Zur Philosophie der Geschlechter.

Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem.

Auf allen Gebieten des inneren Daseins wie auf denen, die aus dem erkennenden und handelnden Verhältnis der Innerlichkeit zur Welt erwachsen, ergreifen wir den Sinn und den Wert eines einzelnen Elementes durchgängig in seinem Verhältnis oder als sein Verhältnis zu einem anderen Element — zu einem anderen, das seinerseits sein Wesen an jenem bestimmt. In dieser Relativität aber beharren sie nicht beide, sondern eines von ihnen, mit dem anderen alternierend, wächst zu einem Absoluten auf, das die Relation trägt oder normiert. Alle großen Relationspaare des Geistes: Ich und Welt, Subjekt und Objekt, Individuum und Gesellschaft, Beharrung und Bewegung, Stoff und Form, und viele andre — haben dies Schicksal erfahren, daß jede ihrer Seiten einmal zu einem breiten und tiefen Sinn aufwuchs, mit dem diese Seite ihre eigene engere Bedeutung und ihren Gegensatz zugleich umfaßt.

Die Grundrelativität im Leben unserer Gattung besteht zwischen der Männlichkeit und der Weiblichkeit; und auch an ihr tritt dieses typische Absolutwerden der einen Seite eines Paares relativer Elemente in die Erscheinung. Wir messen die Leistung und die Gesinnung, die Intensität und die Ausgestaltungsformen des männlichen und des weiblichen Wesens an bestimmten Normen solcher Werte; aber diese Normen sind nicht neutral, dem Gegensatz der Geschlechter enthoben, sondern sie selbst sind männlichen Wesens. Ich lasse für jetzt Ausnahmen, Umkehrungen, Weiterentwicklungen dieses Verhaltens beiseite. Die künstlerischen Forderungen und der Patriotismus, ebenso

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wie der Kosmopolitismus, die allgemeine Sittlichkeit und die besonderen sozialen Ideen, die Gerechtigkeit des praktischen Urteils und die Objektivität des theoretischen Erkennens, die Kraft und die Vertiefung des Lebens — all diese Kategorien sind zwar gleichsam ihrer Form und ihrem Anspruch nach allgemein menschlich, aber in ihrer tatsächlichen historischen Gestaltung durchaus männlich. Nennen wir solche als absolut auftretenden Ideen einmal das Objektive schlechthin, so gilt im geschichtlichen Leben unserer Gattung die Gleichung: objektiv = männlich. Jene durchgehend menschliche, wohl in tiefen metaphysischen Gründen verankerte Tendenz, aus einem Paar polarer Begriffe, die ihren Sinn und ihre Wertbestimmung aneinander finden, den einen herauszuheben, um ihn noch einmal, jetzt in einer absoluten Bedeutung, das ganze Gegenseitigkeits- oder Gleichgewichtsspiel umfassen und dominieren zu lassen, hat sich an der geschlechtlichen Grundrelation der Menschen ein historisches Paradigma geschaffen.

Daß das männliche Geschlecht nicht einfach dem weiblichen relativ überlegen ist, sondern zum Allgemein-Menschlichen wird, das die Erscheinungen des einzelnen Männlichen und des einzelnen Weiblichen gleichmäßig normiert — dies wird, in mannigfachen Vermittlungen, von der Machtstellung der Männer getragen. Drückt man das geschichtliche Verhältnis der Geschlechter einmal kraß als das des Herrn und des Sklaven aus, so gehört es zu den Privilegien des Herrn, daß er nicht immer daran zu denken braucht, daß er Herr ist, während die Position des Sklaven dafür sorgt, daß er seine Position nie vergißt. Es ist gar nicht zu verkennen, daß die Frau außerordentlich viel seltner ihr Frau-Sein aus dem Bewußtsein verliert als der Mann sein Mann-Sein. Unzählige Male scheint der Mann rein Sachliches zu denken, ohne daß seine Männlichkeit gleichzeitig irgendeinen Platz in seiner Empfindung einnähme; dagegen scheint es, als würde die Frau niemals von einem deutlicheren oder dunkleren Gefühle, daß sie Frau ist, verlassen; dieses bildet den niemals ganz verschwindenden Untergrund, auf dem alle Inhalte ihres Lebens sich abspielen. Da das differentielle, das Männlichkeits-Moment in den Vorstellungsbildern und Normsetzungen, in den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Werken und Gefühlskombinationen, dem Bewußtsein seiner Träger leichter entschwindet, als das entsprechende an dem Weiblichkeitsmoment geschieht, — denn für den Mann als den Herrn knüpft sich innerhalb seiner Lebensbetätigungen kein so vitales Interesse an seine Relation zum Weiblichen, wie die Frau es an ihrer Relation zum Männlichen haben muß — so heben sich die männlichen Wesensäußerungen für uns leicht in die Sphäre einer überspezifischen, neutralen Sachlichkeit und Gültigkeit (denen die spezifisch männliche Färbung, wo sie etwa bemerkt wird, als etwas Individuelles und Zufälliges subordiniert wird). Dies offenbart sich in der unendlich häufigen Erscheinung, daß Frauen gewisse Urteile, Institutionen, Bestrebungen, Interessen als durchaus und charakteristisch männlich empfinden, die die Männer sozusagen naiv für einfach sachlich halten. Auf der gleichen Grundlage der männlichen Herrschaft drängt eine andere Tendenz auf das gleiche Resultat. Von jeher hat jede auf subjektiver Übergewalt beruhende Herrschaft es sich angelegen sein lassen, sich eine objektive Begründung zu geben, das heißt: Macht in Recht zu transformieren. Die Geschichte der Politik, des Priestertums, der Wirtschaftsverfassungen, des Familienrechts ist voll von Beispielen. Insofern der Wille des pater familias, der dem Hause auferlegt ist, als „Autorität" erscheint, ist er nicht mehr willkürlicher Ausnutzer der Macht, sondern der Träger einer objektiven Gesetzlichkeit, die auf das Überpersönlich-Allgemeine der Familieninteressen geht. Nach dieser Analogie und oft in eben diesem Zusammenhang entwickelt sich die psychologische Superiorität, die das Herrschaftsverhältnis zwischen Männern und Frauen den männlichen Wesensäußerungen verschafft, sozusagen in eine logische; diese verlangen normative Bedeutung daraufhin, daß sie die sachliche, für alle, ob männliche, ob weibliche Individuen gleichmäßig gültige Wahrheit und Richtigkeit offenbaren.

Daß so das Männliche zu dem schlechthin Objektiven und sachlich Maßgebenden verabsolutiert wird — und zwar nicht nur dessen empirische Gegebenheit, sondern so, daß auch die aus dem Männlichen und für das Männliche erwachsenden Ideen und idealen Forderungen zu übergeschlechtlich-absoluten werden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

— das hat für die Beurteilung der Frauen verhängnisvolle Folgen. Hier entsteht auf der einen Seite die mystisierende Überschätzung der Frau. Sobald man nämlich dennoch zu dem Gefühl gelangt ist, daß hier, trotz allem, eine Existenz auf völlig selbständiger, normativer Basis vorliegt, fehlt nun jedes Kriterium für sie, die Möglichkeit zu jeder Übersteigerung und jedem Respekt vor dem Unbekannten und Unverstandenen ist eröffnet. Auf der andern Seite aber, näherliegend, erheben sich alle Mißverständnisse und Unterschätzungen daraus, daß ein Wesen nach Kriterien beurteilt wird, die für ein entgegengesetztes kreiert sind. Von hier aus kann die Selbständigkeit des weiblichen Prinzips gar nicht anerkannt werden. So lange es sich einfach um eine Brutalisierung der weiblichen Wesensäußerungen (nach Wirklichkeit und Wert) durch die in derselben Ebene liegenden männlichen handelt, so lange war von einem Appell an eine über beiden gelegene Instanz des Geistes Gerechtigkeit zu hoffen. Sobald aber diese höhere Instanz selbst wieder männlich ist, ist nicht abzusehen, wie die weibliche Wesensart zu einer Beurteilung nach Normen kommen soll, die auf sie anwendbar wären. Tritt hiermit den Frauen, ihren Leistungen, Überzeugungen, praktischen und theoretischen Lebensinhalten der absolute Maßstab entgegen (den die für die Männer gültigen Kriterien bilden), so setzt sich dem zugleich ein relativer zur Seite oder gegenüber, der nicht weniger aus der Prärogative der Männer stammt und oft die genau gegenteiligen Forderungen stellt. Denn der Mann fordert von der Frau doch auch, was ihm, nun gleichsam als einseitiger Partei, in seiner polaren Beziehung zu ihr wünschenswert ist, das im traditionellen Sinne Weibliche, das aber nicht eine selbstgenugsame, in sich zentrierende Eigenart bedeutet, sondern das auf den Mann Orientierte, das ihm gefallen, ihm dienen, ihn ergänzen soll. Indem die Prärogative der Männer den Frauen diese Doppelheit der Maßstäbe auferlegt, den männlichen, als übergeschlechtlich Objektives auftretenden, und den zu diesem gerade korrelativen, oft ihm genau entgegengesetzten, spezifisch weiblichen — können sie eigentlich von keinem Standpunkt aus vorbehaltlos gewertet werden. Die spöttisch kritische Attitüde gegenüber den Frauen ist deshalb so durchgehend, aber auch so banal und billig, weil, sobald man sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von einem jener Kriterienkreise aus wertet, der entgegengesetzte auftaucht, von dem aus sie insoweit gerade entwertet werden müssen. Und nun setzt sich diese Doppelheit einander ausschließender Ansprüche, gleichsam ihre Form bewahrend und nur ihre Dimensionen ändernd, innerhalb des inneren Bedürfnisses fort, mit dem der Mann als einzelner sich an die Frau wendet. Ist der Mann — was erst später zu seinen tieferen Folgen kommen wird — das im äußeren und inneren Sinne zur Arbeitsteilung und durch Arbeitsteilung bestimmte Wesen, so wird der so vereinseitigte Einzelne in der Frau die Ergänzung seiner einseitigen Qualitäten suchen, also auch in ihr ein differentielles Wesen, das diese Ergänzung durch die mannigfaltigsten Grade von annähernder Gleichheit bis zu radikaler Gegensätzlichkeit zu leisten hat: die inhaltliche Besonderheit der Individualität fordert eine ihr korrelative inhaltliche Besonderheit von der Frau. Daneben aber verlangt die Differenziertheit als Lebensform überhaupt ihre Ergänzung und Korrelation: das einheitliche, womöglich zu gar keinem besonders betonten Inhalt zugespitzte, in dem undifferenzierten Naturgrunde wurzelnde Wesen. Es ist das Verhängnis stark besonderter Individualisierung, daß sie diese beiden einander ausschließenden Ansprüche oft mit gleicher Stärke stellt, einerseits auf eine andere, ebenso entschiedene Individualisiertheit, nur gleichsam mit umgekehrtem Vorzeichen und Inhalt, andererseits auf die prinzipielle Aufhebung solcher Individualisiertheit überhaupt. Der jeweilige besondere Inhalt und die allgemeine Form des männlichen Lebens bedürfen zu ihrer Ergänzung, ihrem Frieden, ihrer Erlösung zweier Korrelate, die untereinander entgegengesetzt sind. Es ist oft die Problematik, ja die mehr oder weniger entwickelte Tragödie von Verhältnissen, daß der Mann die Erfüllung des einen dieser Bedürfnisse durch die Frau als selbstverständlich hinnimmt und sein Bewußtsein ganz durch das Fehlen der andern beherrschen läßt, die logisch mit jener gar nicht simultan sein kann. Nur den Frauen von sozusagen genialer Weiblichkeit scheint es gegeben, zugleich als durchaus differentielle Individualisiertheit und als Einheit, deren Tiefenschicht die Kräfte aller Besonderungen noch in voller Ungeschiedenheit enthält, zu wirken — analog dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

großen, in eben dieser Zweiheit wirkenden Kunstwerk, und gleichgültig gegen deren begriffliche Unverträglichkeit; in den typischen Fällen ist diese indes hinreichend wirksam, um durch den Wechsel des fordernden Standpunktes die Frau in jedem Fall als das Wesen erscheinen zu lassen, dem gegenüber der Mann noch das Recht der Forderung, der Beurteilung aus der Höhenlage objektiver Normierung heraus besitzt.

Die mit alledem angedeutete äußere und kulturgeschichtliche Entwicklung ist doch wohl das Phänomen einer in der überhistorischen Basis des Geschlechtsunterschiedes wurzelnden Bestimmtheit. Das entscheidende Motiv des ganzen Erscheinungskreises ist das oben angedeutete: der Geschlechtsunterschied, scheinbar eine Relation zweier logisch äquivalenter, polarer Parteien, ist dennoch für die Frau typischerweise etwas Wichtigeres als für den Mann, es ist ihr wesentlicher, daß sie Frau ist, als es für den Mann ist, daß er Mann ist. Für den Mann ist die Geschlechtlichkeit sozusagen ein Tun, für die Frau ein Sein. Aber dennoch oder vielmehr gerade damit ist jene Bedeutsamkeit des Geschlechtsunterschiedes für sie, genau angesehen nur eine sekundäre Tatsache; sie ruht in ihrem Weibtum als in einer absoluten Wesenssubstanz und — etwas paradox ausgedrückt — gleichgültig dagegen, ob es Männer gibt oder nicht. Für den Mann gibt es diese zentripetale, für sich seiende Geschlechtlichkeit gar nicht. Seine Männlichkeit (im sexuellen Sinne) ist viel durchgehender mit der Beziehung zu der Frau verbunden, als die Weiblichkeit der Frau mit der zum Manne. Dies anzuerkennen, ja vielleicht nur zu begreifen, hindert uns die naive Voraussetzung, die ja gerade in Frage steht: daß die Weiblichkeit nur eine Relationserscheinung zum Manne wäre und daß, wenn diese Relation wegfiele, nichts übrig bliebe; es bleibt tatsächlich kein neutraler „Mensch", sondern eine Frau übrig. Es ist deshalb sicher in vielen Fällen keine Selbsttäuschung (was ein billiger Skeptizismus und eine nicht viel kostspieligere Schematik freilich leicht behaupten können), wenn Mädchen sich einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach einem Kinde, aber keiner nach einem Manne bewußt sind. Am extensivsten aber zeigt sich die Selbständigkeit des Geschlechtlichen an der Frau

in dem von aller weiteren Beziehung zum Manne unabhängigen Verlaufe der Schwangerschaft und daran, daß es in den Urzeiten der Menschheit offenbar sehr lange gedauert hat, ehe man überhaupt die Verursachung der Schwangerschaft durch den Geschlechtsakt erkannte. Daß die Frau in der tiefsten Identität von Sein und Weibsein lebt, in der Absolutheit des in sich bestimmten Geschlechtlichen, das für seine Charakterwesentlichkeit der Relation zum anderen Geschlecht nicht bedarf, das macht ihr freilich, nun von einer anderen Schicht aus gesehen, in der singulären historischen Erscheinung auch diese Relation, gleichsam den soziologischen Ort ihres metaphysischen Wesens, besonders wichtig; während für den Mann, dessen spezifische Geschlechtlichkeit sich nur an dieser Relation aktualisiert, sie eben deshalb nur ein Lebenselement unter anderen ist, kein character indelebilis wie dort — so daß die Beziehung zur Frau trotz ihrer, für seine Geschlechtlichkeit entscheidenden Bedeutung doch im ganzen nicht jene vitale Wichtigkeit für ihn besitzt. Offenbar ist das typische Verhalten dieses: die Erfüllung des sexuellen Begehrens hat die Intention, den Mann aus der Beziehung zu lösen, die Frau an die Beziehung zu binden. Es ist allgemeine Erfahrung, daß die Frau den Mann umso mehr liebt, wenn sie sich ihm hingegeben hat, ja daß ihre wirkliche, tiefgründige Liebe oft erst damit entsteht — oft dadurch noch unterstützt, daß die Schwangerschaft schützende Anlehnung fordert. Ebenso allgemein aber ist die Erfahrung, daß der Mann von der Frau, die sich ihm hingegeben hat, sehr bald nichts mehr wissen will — was dann zu einer der ethisch widerwärtigsten Erscheinungen führt: daß er die Frau um ihrer Hingabe willen verachtet, um sie mit besserem Rechte zu verlassen und durch diese Verachtung den Ärger über die eigene Schwäche oder das eigne Unrecht abzureagieren. Das allgemeine Schema aber ist auch hier, daß für den Mann die sexuelle Frage eine Relationsfrage ist, also überhaupt verschwindet, sobald er, weil der motivierende Trieb gestillt ist, an der Relation kein Interesse mehr hat, sein Absolutes ist mit seinem Geschlechtlichsein nicht verbunden. Für die Frau ist dieses eine Wesensfrage, die ihre Absolutheit sekundär auch in die aus ihr hervorgegangene Relation hineinträgt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mann mag durch Erlebnisse des erotischen Gebietes zur Raserei oder zum Selbstmord gebracht werden, er fühlt dennoch, daß sie ihn im tiefsten nichts angehen — soweit solche Dinge, die ihre Beweislast nicht tragen können, ausgesprochen werden dürfen. Selbst in den Äußerungen so erotischer Naturen wie Michelangelo, Goethe, Richard Wagner finden sich genug Imponderabilien, die auf diese Rangierung des erotischen Erlebnisses in ihnen hinweisen.

Das Absolute, das die Sexualität oder die Erotik als kosmisches Prinzip darstellt, wird für den Mann zur bloßen Relation zur Frau; die Relativität, die dieses Gebiet als Beziehung zwischen den Geschlechtern besitzt, wird für die Frau zum Absoluten, für sich Seienden ihres Wesens. Das schließliche Ergebnis dieser Konstellation ist auf der einen Seite das häufig festgestellte Gefühl, als ob auch die vollkommenste Hingabe einer Frau einen letzten Vorbehalt ihrer Seele nicht löste — weil sie eben in sich geschlechtlich ist, nicht nur in der Beziehung zum Mann —, als wäre ein heimliches Sichselbstgehören und Insichgeschlossensein in ihr, das sie zwar auch, da sie sich eben ganz gibt, in den Tausch einsetzt, das sich aber auch in ihm nicht zu dem andern hin öffnet, sondern, obgleich ihm zu eigen geworden, dabei noch immer an seinem Wurzelgrunde und in seiner Umfriedetheit beharrt. Ein in der Realität ganz einfaches Verhalten wird hier in seinem begrifflichen Ausdruck diffizil und leicht verwirrbar. Indem der Mann sein Leben und Leisten in die Form der Objektivität und damit über die Gegensatztatsache der Geschlechtlichkeit hinweghebt, besteht diese letztere für ihn wirklich nur in der Relation, als die Relation zu den Frauen. Für diese aber, mit ihren letzten Wurzeln in die Tatsache ihres Frauentums verwachsen oder mit ihr identisch, ist die Geschlechtlichkeit ein Absolutes, ein Für-sich-Seiendes geworden, das in der Beziehung zum Manne nur eine Äußerung, eine empirische Realisierung gewinnt. Innerhalb ihres Bezirkes aber hat diese Beziehung — weil sie eben das Phänomen des fundamentalen Seins der Frau ist — für sie die unvergleichlichste Bedeutung und hat deshalb zu dem im tieferen Sinne ganz irrigen Urteil geführt, daß das definitive Wesen der Frau, statt in sich selbst zu ruhen, mit dieser Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ziehung zusammenfiele, sich in ihr erschöpfte. Die Frau bedarf gar nicht so sehr des Mannes in genere, weil sie das sexuelle Leben schon sozusagen in sich hat, als das in sich beschlossene Absolute ihres Wesens; um so mehr bedarf sie, wenn dies Wesen in die Erscheinung treten soll, des Mannes als Individuum. Der Mann, der viel leichter sexuell zu erregen ist, weil es sich dabei für ihn nicht um eine Bewegtheit der Wesenstotalität, sondern nur einer Teilfunktion handelt, hat dazu nur eine ganz generelle Anregung nötig. So können wir die Erfahrungstatsache begreifen, daß die Frau mehr an dem einzelnen Manne, der Mann mehr an der Frau im allgemeinen hängt.

Aus dieser fundamentalen Struktur wird es verständlich, daß einerseits der psychologische Instinkt von jeher die Frau als das Geschlechtswesen bezeichnet hat und daß andrerseits die Frauen selbst sich so oft dagegen auflehnen und diese Bezeichnung als irgendwie unzutreffend empfinden. Dies liegt daran, daß man unter Geschlechtswesen — in Übertragung dessen, was dies für den männlichen Standpunkt bedeuten könnte — ein solches zu verstehen pflegt, das primär und in seiner Basis auf das andere Geschlecht gerichtet ist. Dies aber gilt typischerweise für die Frau nicht. Ihre Geschlechtlichkeit ist gerade viel zu sehr ihre immanente Beschaffenheit, macht viel zu unbedingt und unmittelbar ihr urtümliches Sein aus, als daß sie erst in der Intentionierung auf den Mann hin oder als solche Intentionierung entstehen oder ihr Wesen gewinnen sollte. Am einleuchtendsten wird dies vielleicht an dem Bilde der alten Frau. In viel früheren Jahren als der Mann überschreitet die Frau die obere Grenze des erotischen Reizes im aktiven wie im passiven Sinne. Aber abgesehen von seltensten Ausnahmefällen und den Verfallserscheinungen des ganz hohen Alters, wird sie dadurch keineswegs vermännlicht, oder was hier wichtiger ist, geschlechtslos. Nun alle auf den Mann hinzielende Sexualität als solche erloschen ist, bleibt ihrem gesamten Wesen das weibliche Cachet unverändert erhalten. Alles an ihr, was vielleicht bis dahin an der erotischen Beziehung zum Manne Ziel und Sinn zu besitzen schien, enthüllt sich jetzt als ganz jenseits dieser Beziehung gestellt, als ein eigenzentraler, aus sich selbst bestimmter Besitz ihres Wesens. Darum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erscheint es mir auch keineswegs erschöpfend, wenn man eben dieses Wesen, statt in die Relation zum Manne, nun in die zum Kinde auflösen wollte. Natürlich ist die unermeßliche Bedeutung, die diese Relation ebenso wie die andere für die Frau hat, gar nicht diskutabel. Allein wie sie gewöhnlich behauptet wird, ist sie auch nur eine Definition vom Standpunkt des sozialen Interesses aus, eine Abwandlung jener anderen Einstellung der Frau in einen von ihr abführenden Zweckzusammenhang, bestenfalls eine Projizierung ihres eigensten und einheitlichen Wesens in die Zeitreihe und eine außerhalb ihrer gelegene Vielfachheit. Unmittelbar folgt aus jener Zielsetzung, daß die Frauen schließlich nur für die Männer da sind. Denn da aus der nächsten Generation die weiblichen Elemente als Endzwecke ausscheiden, vielmehr wieder nur als Mittel für die dann nächste Generation dienen, innerhalb deren dasselbe Spiel sich wiederholt — so bleiben als Zwecke, um derentwillen eben dieses sich abrollt, nur die männlichen Elemente aller Generationen übrig. Schon diese logische Konsequenz zeigt darauf hin, daß all solche Relationen nur Erscheinungen des metaphysischen Wesens der Frau sind, in denen dieses in seiner Geschlossenheit und seinem Beisichsein dennoch nicht aufgeht. Freilich ist dieses Wesen bis in seine letztergründbare Tiefe hinein ganz und gar weiblich, aber diese Weiblichkeit ist nicht in demselben Sinne Erscheinung, nichts Relatives, also etwas „für andere" — so wenig damit, um Mißverständnissen vorzubeugen, etwa ein Egoismus gemeint ist; schon weil Egoismus immer eine Beziehung zu Anderem ist, ein Sich-nicht-genügen an dem eigenen Sein, ein Hinsehen auf ein Außerhalb, das man erst in dieses Sein einsaugen möchte. Obgleich es der populären Ansicht widerstreitet: dem tiefsten Wesen des Mannes liegt dieses Sich-zum-Mittel-machen, dieses Verlassen des eigenen Zentrums viel näher als dem der Frau. Er schafft das Objektive oder wirkt in das Objektive hinein, sei es in den Erkenntnisformen der Vorstellung, sei es in schöpferischer Gestaltung gegebener Elemente. Sein theoretisches wie sein praktisches Ideal enthält ein Element von Entselbstung. Er legt sich immer in eine irgendwie extensive Welt auseinander, so sehr er sie mit seiner Persönlichkeit durchdringen mag, er

fügt sich mit seinem Tun in historische Ordnungen ein, innerhalb deren er bei aller Macht und Souveränität als Mittel und Glied gelten kann — ganz anders als die Frau, deren Sein sich sozusagen auf rein intensiven Voraussetzungen aufbaut, die vielleicht in ihrer Peripherie störbarer und zerstörbarer ist als der Mann, aber, so eng mit dem Mittelpunkt verbunden sich diese Peripherie auch zeigen mag — und in der Enge dieser Verbindung des peripherischen und des zentralen Seins liegt wohl das Grundschema aller Frauen-Psychologie —, in diesem Mittelpunkt expansionsloser und allen außerhalb gelegenen Ordnungen entzogener ruht.

Mag man das Leben als subjektiv-innerliche Gerichtetheit, mag man es in seinem Ausdruck an den Dingen erfassen, immer erscheint das männliche Individuum nach zwei Seiten bewegt, in deren Polarität die Frau nicht hineingezogen ist. In jener ersteren Hinsicht ist der Mann einmal nach dem rein Sinnlichen hingerissen (im Unterschied zu der tieferen weiblichen Sexualität, die eben deshalb, weil sie weniger affaire d'épiderme ist, im allgemeinen weniger spezifisch sinnlich ist), der Wille zieht ihn, das Einsaugen- und Beherrschenwollen — und dann wieder reißt es ihn zum Geistigen, zur absoluten Form, zu der Unbegehrlichkeit des Transzendenten. Es ist vielleicht ein Grundirrtum Schopenhauers, die vitale Bedeutung des letzteren in die bloße Verneinung des ersteren zu verlegen, ein nicht geringerer Nietzsches, umgekehrt auch in aller Leidenschaft für das Unsinnliche und Überelementare nur den elementaren Willen zu Macht und Leben spüren zu wollen. So einfach scheint mir die Vereinheitlichung nicht herstellbar, sondern man wird wohl an der Polarität (die ja als solche auch eine Art Einheit ist), an der Gegnerschaft der beiden innerlichen Richtungen, als einem Letzten Halt machen müssen. Demgegenüber verbleibt die Frau in sich, ihre Welt gravitiert nach dem dieser Welt eigenen Zentrum. Indem die Frau jenseits jener beiden eigentlich exzentrischen Bewegungen, der begehrlich sinnlichen und der transzendent formalen steht, könnte man gerade sie als den eigentlichen „Menschen", als die im umgrenztest Menschlichen Wohnhafte bezeichnen, während der Mann „halb Tier, halb Engel" ist. Und nun in der Wendung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zum Objekt: es ist einerseits im ganzen männliche Art, den Eigenbestand und die Eigengesetzlichkeit der Dinge als etwas Wesentliches und Bedeutsames anzuerkennen. Das ganze Ideal eines möglichst sachlichen und reinen Erkennens ruht auf dieser inneren Voraussetzung. Daneben wirkt das Interesse am Gestalten und Umschaffen der Dinge, mit dem entschiedenen Willen, daß sie nun auch so sein und dastehen sollen, wie der Geist es ihnen auferlegt. Die Frau als Typus steht jenseits dieses Doppelverhältnisses zu den Dingen. Der Idealismus der reinen Theorie, die eine Beziehung zu dem bedeutet, wozu man eben keine Beziehung hat, ist nicht ihre Sache. Was sie nicht sich verbunden fühlt, sei es in äußerer oder ethisch-altruistischer Zweckmäßigkeit, sei es in Bedeutsamkeit für ein inneres Heil, geht sie eigentlich nichts an, als fehlte ihr jene gleichsam drahtlose Verbindung dazu, die das bloß objektivische Interesse stiftet. In Hinsicht auf Gestaltung andrerseits ist das männliche Werk — vom Schuster und Tischler bis zum Maler und Dichter — die vollkommene Bestimmung der objektiven Form durch die subjektive Kraft, aber auch das vollkommene Objektivwerden des Subjekts. So rastlos und selbstlos tätig aber die Frau sei, von so reichem Wirken und „Schaffen" innerhalb ihrer Sphäre, von so entschiedener Fähigkeit, ein Haus, ja einen ganzen Kreis auf den Ton ihrer Persönlichkeit zu stimmen, so ist die Produktivität im Sinne jenes Ineinandergehens und gleichzeitigen Selbständigseins von Subjekt und Objekt doch nicht ihre Angelegenheit. Erkennen und Schaffen sind Relationsbewegtheiten, mit denen sozusagen unser Sein aus sich herausgeführt wird, ein Verlegen des Zentrums, ein Aufheben jener letzten Geschlossenheit des Wesens, die eben dem weiblichen Typus bei aller äußeren Geschäftigkeit und aller Hingebung an praktische Aufgaben den Lebenssinn konstituiert. Das Verhältnis zu den Dingen, das in irgendeiner Weise zu haben allgemeine Notwendigkeit ist, gewinnt die Frau, sozusagen ohne das Sein, in dem sie ruht, zu verlassen — durch eine unmittelbarere, instinktivere, gewissermaßen naivere Berührung, ja Identität. Ihre Existenzform geht nicht auf jene besondere Trennung von Subjekt und Objekt, die erst in den besonderen Formen von Erkennen und Schaffen wieder ihre Synthese erfährt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So ist eigentlich der Mann, der denkende, produzierende, sozial betätigte, trotz aller Verabsolutierung seiner seelischen Inhalte, zu der gerade sein Dualismus disponiert, viel mehr ein Relativitätswesen als die Frau, und so ist auch seine Geschlechtlichkeit nur eine in der ersehnten oder vollzogenen Relation zu der Frau entwickelte — während das im tiefsten Sinne bedürfnislosere Sein der Frau (trotz aller „Bedürftigeit" ihrer oberflächlicheren Schichten) die Geschlechtlichkeit sozusagen abstandslos in sich schließt; ihrem gelebten Sein ist ihr metaphysisches Wesen unmittelbar verschmolzen, dem inneren Sinne nach durchaus zu unterscheiden von all ihren Relationen und ihrem Mittelsein in physiologischen, psychologischen, sozialen Hinsichten. Fast alle Erörterungen über die Frauen stellen nur dar, was sie in ihrem — realen, ideellen, wertmäßigen — Verhältnis zum Manne sind; keine fragt, was sie für sich sind; freilich begreifbar genug, weil die männlichen Normierungen und Forderungen eben nicht als spezifisch männliche, sondern als das Objektive und schlechthin allgemein Gültige gelten. Fühlt man genau hin, was an Bildnissen jüngerer Frauen, mindestens an ihrer überwiegenden Anzahl, als „Psychologisches" wirkt, so wird man feststellen, daß es eigentlich gar nicht das Psychologische der Frau selbst, sondern das Psychologische ihrer Wirkung auf den Mann ist, was das Bild uns suggeriert. Und weil man von vornherein nur nach dieser Relation fragt, weil man die Frau wesentlich oder ausschließlich in diesem Verhältnis subsistieren läßt, schließt man am Ende, daß sie für sich nichts ist — womit man nur das beweist, was man in der Fragestellung schon vorausgesetzt hat. Allerdings wäre auch jene voraussetzungslose Frage: was die Frau denn für sich oder absolut genommen ist, falsch gestellt oder falsch beantwortet, wenn man dabei von ihrem Frauentum absehen wollte. Denn das Frauentum — und dies ist der ganz und allein entscheidende Punkt — kommt nicht ihr, als einem sozusagen metaphysisch farblosen Wesen, erst durch jene Relation zu, sondern ist von vornherein ihr Sein überhaupt, ein Absolutes, das nicht, wie das männliche über den Geschlechtsgegensatz zu stehen kommt, sondern — weiteres vorbehalten — jenseits seiner.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So liegt allerdings in dem männlichen Wesen ein formales Moment, das seine Aufgipfelung über sich selbst zu einer unpersönlichen, ja überrealen Idee und Norm vorbereitet. Das Über-sich-selbst-Hinausgreifen in aller Produktion, die durchgehende Beziehung zu einem Gegenüber, dem sich der Mann mit seiner Einordnung in weit erstreckte reale und ideale Reihen ergibt, enthält von vornherein einen Dualismus, ein Auseinandergehen des einheitlichen Lebens in die Formen des Oben und Unten, des Subjekts und Objekts, des Richters und des Gerichteten, des Mittels und des Zwecks. Indem das weibliche Wesen diesen ganzen Gegensätzlichkeiten und Überbauten, diesen Distanzen zwischen Subjektivem und Objektivem seine fundamentale Einheitlichkeit gegenüberstellt, offenbart sich die typische Tragik jedes der beiden Geschlechter.

Für den Mann besteht sie in dem Verhältnis der endlichen Leistung zur unendlichen Forderung. Diese Forderung steht auf zwei Seiten; sie kommt vom Ich her, insofern es nur aus sich heraus will, nur schaffend leben und sich bewähren will; in diesem Aktus kommt seiner Intention nach eine Grenze nicht in Frage. Auch von seiten der objektiven Idee, die ihre Realisierung fordert, besteht keine Einschränkung, in jedem Werke ist die Absolutheit einer Vollendung ideell angelegt. Indem nun aber diese beiden Unendlichkeiten aneinandergeraten, entstehen durchgängige Hemmungen. Die subjektive Energie, die rein von innen her sich keiner Beschränkung, ja keines Maßes bewußt ist, erfährt ihre Grenze in dem Augenblick, wo sie sich an die Welt wendet und in ihr ein Objekt schaffen will; denn alles Schaffen ist nur im Kompromiß mit den Mächten der Welt möglich, ist eine Resultante aus dem, was wir sind, und dem, was die Dinge sind; selbst das reine Gedankengebilde zeigt die Begrenzung der an sich formlos strömenden geistigen Kraft durch die Notwendigkeiten der Logik, der Sachverhalte, der Sprache. Und die Idee des Werkes selbst erleidet dadurch, daß es nur durch psychische und in ihrem Realwerden notwendig endliche Kräfte hergestellt werden kann, Einschränkung und Verendlichung. Diese Herabsetzung, Störung, Zerstörung, die alle Produktion trifft, ist in den Voraussetzungen dieser Produktion selbst angelegt, die Struktur von Seele und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Welt, die alles Schaffen ermöglicht, schlägt dieses Schaffen selbst mit dem Widerspruch, daß die immanente Forderung seiner Unendlichkeit mit der immanenten Unmöglichkeit, diese Forderung zu erfüllen, a priori verbunden ist. Freilich ist dies eine allgemein menschliche Tragik, insofern alles praktisch produktive Verhältnis zwischen Mensch und Welt mit ihr belastet ist. Aber nur für das Geschlecht, das aus seinen letzten Notwendigkeiten heraus dieses Verhältnis herstellt, dem das Leben am Objekt, dem gegebenen und dem zu schaffenden, aus dem eigensten Wurzelgrunde kommt, wächst aus eben diesem jene Tragik.

Gegenüber dieser tiefen inneren Notwendigkeit entsteht die typische Tragik des weiblichen Geschlechts aus ihrer historischen Situation oder wenigstens aus den mehr äußeren Schichten ihres Lebens. Hier fehlt der die Wurzeln der Existenz spaltende Dualismus, der jene sozusagen autochthone Tragik bedingt, das Leben wird als ein in sich ruhender Wert gelebt und gefühlt und ist seinem Sinne nach so in seinen Mittelpunkt gesammelt, daß selbst der Ausdruck, daß es Selbstzweck sei, es noch zu sehr auseinanderzieht. Die ganze Kategorie von Mittel und Zweck, die sich so tief im männlichen Wesen gründet, ist auf die gleiche Tiefenschicht des weiblichen überhaupt nicht anzuwenden. Und nun tritt die Komplikation ein, daß gerade diese Existenzen nach ihren zeitlichen, sozialen, physiologischen Schicksalen als bloße Mittel behandelt und gewertet, ja sich selber als solcher bewußt werden: Mittel für den Mann, für das Haus, für das Kind. Weil sie nicht die Mittel-Wesen sind, sind sie auch nicht die Arbeits-Wesen (nicht zu verwechseln mit ihrem häufigen Bedürfnis nach „Tätigkeit") — welche „Intention der Natur" darin sichtbar wird, daß alle dauernde härtere Arbeit sie verhäßlicht, was bei Männern keineswegs der Fall ist; und doch ist eben dies ihr Verhängnis, daß sie so gut wie immer die eigentlichen Arbeitstiere waren. In die gleiche Richtung weist eine zartere seelische Erscheinung. Frauen haben, wo man mit ihnen in intimerer Weise verkehrt (die nicht von vornherein reine Freundschaft oder Kameradschaftlichkeit ist), leicht den Argwohn, daß man mit ihnen psychologisch experimentieren will, sie zum Beobachtungsobjekt macht; was sie natürlich sehr verletzt, denn hier

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fühlen sie sich noch in absoluterem, ihnen fremderem Sinne zum „Mittel" entwürdigt, als in der Sexualität. Nun möchte man ihr Geschick, ein bloßes Mittel zu werden, vielleicht eher traurig als tragisch nennen. Denn Tragik liegt doch wohl nur da vor, wo ein zerstörendes, gegen den Lebenswillen des Subjekts gerichtetes Schicksal dennoch aus einem letzten Zuge dieses Subjekts, aus einer Tiefe dieses Lebenswillens selbst gekommen ist — während rein äußere Mächte, so furchtbar, quälend oder vernichtend sie seien, ein bis zum Extrem trauriges, aber nie im eigentlichen Sinne tragisches Los bewirken können. Der Fall der Frauen aber liegt ganz besonders. Jenes Herausgehen über sich selbst, jenes Verlassen der tiefen Gesammeltheit des Lebens, um sich in eine weiterrollende Reihe einzustellen und ihr und ihren anderen Elementen zu dienen, ist hier doch keine schlechthin äußere Vergewaltigung. Es ist zwar nicht in dem metaphysischen Lebenssinn der Frauen angelegt, aber doch darin, daß sie überhaupt in einer Welt stehen, die voll von „anderem" ist, zu der ein Verhältnis zu haben unvermeidlich das reine Ruhen im inneren Zentrum durchbricht. Nicht innerhalb des tiefsten Beisichseins des Wesens, wie für die Männer, sondern in der Tatsache des Hineingesetztseins des Wesens in die naturhafte und geschichtliche Welt entspringt der Dualismus, der die typische Tragik der Weiblichkeit trägt.

Vielleicht eine Nuance, vielleicht aber auch die tiefere Fundierung dieser schwierigkeitsbeladenen Funktion der Frauen als „Mittel" ist der passivistische Charakter, mit dem sie sich, nach allgemeiner Überzeugung, von dem aktiveren Wesen der Männer abscheiden. Auf das Symbol dieser Rolle, das ihre Passivität im Akt der Empfängnis bietet, möchte ich zwar kein Gewicht legen, als entscheidend vielmehr die zentripetale Tendenz ihres seelischen Wesens ansprechen. Eine Existenz, die tief in sich ruht, von Natur her ihren Sinn in reiner Gesammeltheit auf die eigen-innerliche, relationsfreie Subjektivität findet, wird in dem Augenblick, in dem sie in die Beziehung zu außerhalb stehenden Wesen, zu aggressiveren, auf zentrifugale Tendenz gestimmten, eintritt, unvermeidllch die duldende, hinnehmende, passive Rolle spielen. Allenthalben ist, unabhängig vom Geschlechtsunter-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schied, diese Konstellation zu beobachten. Der entschieden nach innen lebende, mit der reinen Zentralität von Gefühlen und Interessen befriedigte Mensch wird immer ein mehr oder weniger passives Objekt für anders gerichtete, von vornherein an- und ausgreifende, auf Relationen angelegte Naturen sein. Es ist nur die summarische Konsequenz davon, daß er, in die Bewegungen der Umwelt hineingezogen, den Kürzeren zu ziehen pflegt. Nicht weil er schwächer oder törichter, gutmütiger oder gegen die strittigen Werte gleichgültiger wäre; mag alles dies sein oder nicht, der eigentlich charakterologische Grund ist, daß seine Lebensdirektive nach innen geht, daß seine Kräfte nicht primär nach außen hin strahlen, sich von Natur nicht in Relationen ergießen, sondern daß er ein geschlossenes Gebilde ist, mit dem ersichtlich die Welt machen kann, was sie will. So hat das passive, „leidende" Wesen der Frauen weder im Physiologischen noch im Historischen seinen ganz und zuletzt zureichenden Grund, sondern in der Unentrinnbarkeit des Verhältnisses zwischen einem in sich beschlossenen, in seinem Mittelpunkt ruhenden Leben und anderen, deren Aktivität über ihre Peripherie hinauslangt und jene in Relationen hineinzieht. Ich führe nur zwei Erscheinungen an, in denen mir der weibliche Passivismus besondere Nachdrücklichkeit zu gewinnen scheint.

Zunächst, daß der gewaltsame Verlust der „sexuellen Ehre" die Frau überhaupt „entehrt". Der männliche Ehrbegriff, wo er nicht historisch deformiert ist, lehnt es ab, daß die Ehre durch etwas anderes als eine Handlungsweise ihres Trägers verloren werden kann. Ein anderer kann mir meine Ehre nicht rauben. Und wenn es scheint, als wäre ein Mann damit entehrt, daß ein Rowdy ihn ohrfeigt, so ist nicht die Ohrfeige das Entehrende, sondern daß er nicht Mut und Kraft hat, den Angreifer niederzuschlagen. Sobald er das tut, hat ihn die Ohrfeige keineswegs entehrt; immer ist es nur sein Verhalten, das über seine Ehre entscheidet. Die vergewaltigte Frau aber ist durch etwas, wobei sie rein passiv war, schon entehrt. Auch wenn sie nachher den Vergewaltiger tötet, — was bezeichnenderweise von ihr nicht verlangt wird, wie entsprechend vom Manne — ist ihre Ehre dadurch nicht wieder hergestellt. Dies kann überhaupt durch nichts

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geschehen, was sie tut — höchstens dadurch, daß sie von dem Manne geheiratet wird.

Zweitens. Die Konstellationen: der Mann zwischen zwei Frauen, und die Frau zwischen zwei Männern, offenbaren trotz ihrer Entgegengesetztheit doch gleicherweise den Passivismus der Frau. Für den zweiten Fall bedarf dies keiner Ausführung; die Frau ist hier einfach der Siegerpreis, über den durch das Kräfteverhältnis zwischen den streitenden Männern entschieden wird, auch wenn die Neigung der Frau selbst erst das wirkliche Verhältnis dieser Kräfte feststellt. Formal angesehen, liegt es mit dem ersten Fall genau so, nur daß jetzt die Frauen die bestimmenden sind, und der Mann der, über den bestimmt wird. Allein es besteht der tiefe Unterschied, daß der zweite Fall, mag er in Wirklichkeit und Dichtung harmonisch, humoristisch oder tragisch verlaufen, als ein sozusagen angemessenes, an sich keinerlei Opposition herausforderndes Menschenschicksal erscheint. An dem andern aber empfinden wir es von vornherein für den Mann als irgendwie ungehörig, ein bloßes Objekt der Konkurrenz zweier Frauen zu sein, selbst wenn er äußerlich ja der wählende ist. Während dementsprechend doch die Frau durchaus an ihrem Platze ist, die Situation ihrem Wesen keineswegs widerstreitet, spielt hier der Mann durchgehends eine ziemlich jämmerliche Rolle, er erscheint als ein haltlos hin- und hergeworfener Schwächling: Weislingen, Ferdinand (in der „Stella"), beinahe sogar Eduard. Diese instinktive Reaktion unseres Gefühls offenbart, daß für ihn die Aktivität das allein Angemessene ist und die richtige Proportion zwischen den Geschlechtern sich verschiebt, sobald nicht die Frau, sondern er in den Passivismus hineingedrängt ist. —

Daß nun jene sozusagen natürliche Tragik nur im Wesen des Mannes begründet liegt (indem, wenn einmal die etwas verschwommenen Begriffe gestattet sind, das Naturhafte zu sehr metaphysische Wesensgrundlage der Frau ist, um hier einen tragischen Dualismus zu entfalten), ist vielleicht auch so ausdrückbar. Der Mann mag noch so sehr für eine Idee leben und sterben, er hat sie doch immer sich gegenüber, sie ist ihm die unendliche Aufgabe, er bleibt im ideellen Sinne immer der Ein-

same. Da dies Darüber und Gegenüber die einzige Form ist, in der der Mann die Idee denken kann und erlebt, so scheint es ihm, als ob die Frauen „keiner Ideen fähig" wären (Goethe). Allein für die Frau ist ihr Sein und die Idee unmittelbar eines, sie ist, trotzdem eine schicksalshafte Vereinsamung gelegentlich über sie Herr werden mag, typischerweise nie so einsam wie der Mann, sie ist immer bei sich selbst zu Hause, während der Mann sein „Haus" außerhalb seiner hat.

Darum langweilen sich Männer im allgemeinen eher als Frauen: der Lebensprozeß und sein irgendwie wertvoller Inhalt ist bei jenen nicht so organisch und selbstverständlich verbunden wie bei diesen. Daß sie durch die kontinuierlichen, kleineren und größeren Aufgaben, die das häusliche Leben stellt, eher vor Langerweile geschützt sind als die Männer, ist auch nur die äußerlich historische Realisierung einer in der Tiefe angelegten differentiellen Seinsqualität. Der Lebensprozeß als solcher hat für die Frauen — und dies hängt mit der metaphysischen Bedeutung des Naturhaften für sie zusammen — nach Art und Maß offenbar einen anderen Sinn als für den Mann; und zwar eine Bedeutung, die die „Idee" in einer besonderen Weise in ihn einschließt. Die Anatomen haben festgestellt, daß die Frau bis zur Höhe ihres körperlichen Lebens in den Proportionen des Skelettes, in der Verteilung von Fettgewebe und Muskulatur, in der Ausbildung des Kehlkopfes dem Kinde näher bleibt als der Mann. Diese Analogie wird sich nicht auf die Körperlichkeit beschränken, und sie hat Schopenhauer Gelegenheit zu dem naheliegenden und dennoch nicht unvermeidlichen Schlusse gegeben, daß die Frauen „zeitlebens große Kinder" blieben. Auf die seelische Existenz hin (die Grenzgebiete zum Physischen eingeschlossen) angesehen, ist es der Jugend eigen, das Leben vor allem als solches zu fühlen, als Prozeß, als einheitlich strömende Wirklichkeit, sie will die gebundenen Energien des Lebens entfalten, bloß weil sie da sind und heraus wollen — im Unterschied vom Alter, für das die Inhalte des Lebens immer mehr die Prärogative vor seinem Prozeß gewinnen. Von den Frauen nun möchte man sagen, daß sie in irgendeinem Sinne mehr leben, ein gesammelteres und verfügbareres Leben haben müssen als die Männer, weil es

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

noch für das Kind ausreichen muß; ein größeres Maß von im übrigen und nach außen hin sichtbarer Kraft ist damit noch nicht involviert. Diese vitale Bedeutsamkeit des Lebensvorganges, dieses, so möchte man sagen, Versenktsein in die Tiefe des Lebens als solchen, das man an der typischen Frau fühlt, bewirkt es, daß sich die Idee, der abstrakt und normativ ausdrückbare, vom Leben selbst ideell getrennte Inhalt seiner, in ihnen und für sie nicht mit solcher Selbständigkeit und Vollständigkeit entwickelt. Nach dem ganzen Daseinssinne, nach der Existenzformel der Frau ist die Idee auch gar nicht zu solchem Eigenleben in ihr bestimmt. Indes ist diese Vorstellung, daß der Frau ihre Bedeutung von ihrem Lebensprozeß, nicht von dessen Resultaten kommt, noch nicht die völlig angemessene; denn es handelt sich für sie — und dies ist ihr nun doch merkbarer Unterschied von der Jugend schlechthin —, wenn man ganz genau sprechen will, nicht um den Gegensatz von Prozeß und Resultat oder Idee, sondern um das Leben in dem so einheitlichen Sinne, daß es auch nicht in Prozeß und Resultat auseinandergeht. Leben und Idee haben hier das Verhältnis der Unmittelbarkeit, aus dem sich nun der Wert einer innern Welt, oder auch eine Welt innerer Werte genau so aufbaut, wie es für die Männer in der Form der Getrenntheit beider möglich ist. Der den Frauen allgemein insinuierte „Mangel an Logik" muß damit zusammenhängen, und soviel Oberflächliches und Schiefes in diesem Vorwurf liegen mag, so gibt seine Allgemeinheit doch Anweisung auf irgendein Tatsächliches, aus dem er entwickelt ist.

Die Logik stellt auf dem Gebiet des Erkennens die vollkommenste Abtrennung und Selbständigkeit des Normativen und Ideellen gegenüber der unmittelbar lebendigen, seelischen Wirklichkeit dar. Wer sich an sie gebunden weiß, sieht gewissermaßen das Reich des Wahren sich gegenüber, das in seinem tatsächlichen Denken Nachzeichnung fordert, aber auch wenn dieses ganz von ihm abbiegt, weder seine innere Gültigkeit noch den Anspruch an unseren seelischen Verlauf irgendwie einbüßt. Durch diesen Charakter der logischen Normen wird die Idee und die Wirklichkeit unseres Denkens in das schroffste Gegenüber gestellt: daß die letztere nicht ohne weiteres und wie von selbst

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die an sie gestellte Forderung erfüllt, die erstere keine fraglose reale Macht übt. Solcher Dualismus aber läuft dem weiblichen Prinzip zuwider. In seiner Reinheit gedacht, lebt es an dem Punkte, wo die Realität unserer Daseinsäußerungen und die Idee, das Gesollte, sich nicht getrennt haben, nicht etwa in einer Mischung beider, sondern in der ungebrochenen Einheit, die durchaus ein selbstsinniges Gebilde ist, aus gleich gutem Rechte lebend, wie jede der von dem männlichen Geist getrennt entwickelten Reihen. Der aus den fertigen Gegensätzen gezogene Schluß, daß sie ihrem Begriffe nach eine unmittelbare Einheitlichkeit ausschlössen, gilt eben nur von dem Niveau der bereits zur Divergenz ausgebildeten Reihen aus, während hier ja gerade ein besonderer innerer Zustand in Frage steht, in dem es zu dieser Divergenz nicht kommt. Dies ist mindestens das regulative Prinzip, die differentielle Gerichtetheit des weiblichen Wesens ergebend, gleichviel ob in dessen einzelnen Erscheinungen der Abstand zwischen Logik und seelischer Wirklichkeit in größerer oder geringerer Bewußtheit lebt. Darum ist der Frau die männliche Bemühung auf mannigfaltigsten Sachgebieten, Sein und Idee zusammenzubringen, so oft unverständlich. Sie besitzt vielfach unmittelbar, was für den Mann ein Resultat der Abstraktion ist, das heißt des Wiederzusammenfügens des zuvor dualistisch Gespaltenen. Was man in diesen Fällen den weiblichen Instinkt nennt, ist doch — wie man es dann auch im einzelnen psychologisch analysieren möge — nur diese unmittelbare Einheit des seelischen Verlaufes mit den Normen und Kriterien, aus denen, als von jenem Verlauf gesonderten, ihm die Richtigkeit kommt. Vielleicht gibt es einen Instinkt, der aus den gesammelten Gattungserfahrungen und ihrer Tradierung durch die physischen Vererbungsträger entspringt; aber es gibt auch einen, der vor aller Erfahrung liegt, in dem die seelischen Elemente, die sich zur Bildung der Erfahrung schon gesondert haben müssen, ungeschiedene Einheit sind und ihre Wahrheitsbedeutung der geheimnisvollen Beziehung — sie wird uns in kurzem beschäftigen — verdanken, die zwischen dieser tiefgelegenen Einheit des gesamten seelischen Seins und der des Weltseins überhaupt zu bestehen scheint; in der ersteren Form des Instinkts haben

sich die Erfahrung-bildenden Elemente wieder zu einer psychischen Einheit zusammengefunden, die in der andern noch ungetrennt sind. In beiden Fällen fehlt die Bewußtseinshelle, die diese Elemente (Kant nennt sie Sinnlichkeit und Verstand) durch Trennung und Reibung gewinnen. Es ist sehr merkwürdig, daß, so wenig eigentliche Genies sich unter den Frauen finden, doch gerade öfters bemerkt worden ist, daß das Genie etwas von weiblicher Art in sich habe. Dies bezieht sich sicher nicht nur auf das Schaffen des Werkes, dessen unbewußtes, aus dem Gesamtsein der Persönlichkeit gespeistes Reifen dem Wachsen des Kindes in der Mutter analog sei. Sondern es ist die apriorische Einheit von Leben und Idee, auf der das weibliche Wesen ruht und die das Genie auf der höchsten, am Objekt produktiven Stufe wiederholt. Daß im übrigen bei der Dunkelheit jenes metaphysischen Zusammenhanges und bei der Primitivität des Instinktes, den das bewußte logische Verfahren zu ersetzen, zu korrigieren, zu sichern strebt, — daß dabei das Vorbeigreifen des weiblichen Instinktes, des weiblich unmittelbaren Wissens, ebenso häufig sein kann, wie die Richtigkeit, ist begreiflich.

So ist also der sogenannte Mangel an Logik keineswegs eine einfache Ausfallserscheinung, sondern nur der negative Ausdruck der durchaus positiv bestimmten weiblichen Wesensart. Und eben dies wiederholt sich an einem anderen Phänomen, das jenen Mangel an Logik gleichsam in eine andere Dimension überträgt. Man sagt, daß die Frauen nicht gern „beweisen". Die Logik und der Beweis beruhen auf dem Spannungsverhältnis zwischen dem realen Verlauf unseres Denkens und der sachlichen, in ihrer Gültigkeit von diesem Verlauf unabhängigen Wahrheit, auf deren Gewinn das Denken ausgeht. In der Logik drückt sich, wie ich andeutete, die Dualistik dieses Verhältnisses aus, die Tatsache, daß wir uns mit all unserm tatsächlichen Denken an eine Normierung gebunden wissen, die nicht dieser Tatsächlichkeit, sondern einem sich selbst tragenden Reiche des Wahren angehört. Im Beweise lebt der andere Zug: die Indirektheit, mit der allein das tatsächliche Denken in unzähligen Fällen jene selbstgenugsame Wahrheit erreichen kann. Die rein intellektuelle Bewegung pflegt die Koinzidenz mit ihrem Gegenstande nicht im Augen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

blick ihres jeweiligen Einsetzens, sondern erst am Ende eines mehr oder weniger stationenreichen Weges zu gewinnen. Der Charakter des Weges oder der Mittelbarkeit ist eine primäre Tatsache unserer Intellektualität: nicht jeder Beweis ist ein indirekter, aber jeder ist etwas Indirektes. Und zwar vollzieht sich jeder, mag er kurz und einfach oder durch lange Gliederketten hin verlaufen, so, daß ein Neues, vorläufig Problematisches, auf ein Festes, bereits Anerkanntes zurückgeführt wird; das Letzte läßt sich nicht beweisen, weil sein Beweis ja bedeuten würde, daß es nicht das Letzte ist, sondern seinerseits noch auf einem Fundamentaleren ruht. Diese unabänderliche Form alles Beweisens gibt ihm eine Inadäquatheit zu dem weiblichen Sein in seiner Tiefe und seiner metaphysischen Beziehung zum Sein überhaupt. Denn — ob im einzelnen Falle haltbar und vernunftgemäß oder nicht — eben dieses weibliche Sein wurzelt unmittelbar in dem Fundamentalen überhaupt, die Frau empfindet das Erste und Unbeweisbare in jedem thema probandum, für das sie sozusagen den Umweg des Beweises nicht braucht und nicht brauchen kann. Die allgemeine Seinsversenktheit des weiblichen Typus läßt ihren Instinkt wie aus einem, keiner Vermittlung bedürftigen Einssein mit den Objekten heraussprechen und als wäre ihr Erkennen in jenem Letzten, auf das alle Beweise zurückgehen und in dem sie wie in nuce liegen, zuhause und nur in ihm zuhause; so daß die Form des Weges, die all unserm beweisenden Erkennen eigen ist, sich für sie erübrigt, für sie nicht zutreffend ist. Alle hieraus entstehenden Unzulänglichkeiten des Erkennens — da dessen Aufgaben eben unzählige Male für uns nur auf einem Wege und nicht im Zusammenfallen von Ausgangspunkt und Ziel zu lösen sind —, die ganze so oft kritisierte Tatsache, daß die Frauen nicht gern beweisen wollen und nicht gern etwas bewiesen haben wollen, ist also gleichfalls kein isoliertes Manko, sondern wurzelt in der fundamentalen Art ihres Typus und dessen Verhältnis zum Dasein überhaupt. Es wird sich immer mehr als die eigentliche Formulierung des weiblichen Wesens, nach seinem metapsychologischen Sinne, zeigen: daß seine subjektive Struktur gleichsam nach ihrer rein inneren, gleichsam über den Umfang der Seele nicht hinaus erstreckten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bedeutung, gerade als solche und unmittelbar eine metaphysische Verbundenheit oder Einheit mit dem Sein überhaupt besitzt, mit irgend etwas, was man den Grund der Dinge nennen muß — zu tiefstem Unterschied vom männlichen Wesen, für das in seiner unmittelbaren, immanenten seelischen Wirklichkeit eben das Wahre, das Weltsein, die Norm noch nicht wohnt; es sieht vielmehr seiner eigenen Struktur nach all dies sich gegenüber, als ein zu Gewinnendes oder auch Ungewinnbares, als ein Befehlendes oder eine intellektuelle Aufgabe. Darum ist der geistige Ausdruck dieses Wesens die Logik, die auf dem Dualismus zwischen der real psychologischen Welt und der ideellen Welt der von jener unberührten Wahrheit ruht — und der Beweis, der die Indirektheit des Erkennens, die Notwendigkeit des Weges und Umweges zur Voraussetzung hat. Vollkommen aber zeigt sich die Eingestelltheit des Mannes auf den „Beweis" erst in ihrer Erstreckung über das theoretische Gebiet hinaus: er muß nicht nur die Welt sich, sondern auch sich der Welt beweisen, mit Taten, Werken, Wesensoffenbarungen. Mag hierin das Verlangen nach einer tief ethischen Rechtfertigung seines Anspruchs auf Existenz liegen; allein die Form — und wahrscheinlich mehr als die Form — dieser Rechtfertigung ist logischer Natur, ganz abweichend von dem unmittelbaren, beruhigten Wissen um das Sein und sein Recht, wie es den Frauen über sich selbst und über andere eigen ist. Darum lächeln sie oft über die Leidenschaft des Mannes, sich zu beweisen, besonders wenn er damit Eindruck auf sie zu machen glaubt. Indem die Frau mit jener inneren, jenseits des Bedürfnisses nach Logik stehenden Einheitlichkeit sogleich irgendwie in den Dingen selbst, in der Wahrheit über die Realität steht, ist sie gegen das Beweisen gleichgültig, das uns zu dieser Realität erst in der Form des Weges hinführen soll.

Am vollsten und bedeutsamsten lebt diese von aller Relation zum Männlichen unabhängige Eigenart der Frau auf dem ethischen Gebiet. Hier klafft der Dualismus von Wirklichkeit und Idee so gewaltsam, das ganze Reich des Ethischen scheint so ausschließlich über diesem Abgrund, wie über seinem Baugrund errichtet, als entspräche hier allein die männliche Wesensformel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem Ernst und der Tiefe der Probleme. Deshalb hat ein Denker von so extremem maskulinem Dualismus, von so unbefangener Ineinssetzung des männlichen und des menschlichen Wesensideales, wie Weininger gerade an dem ethischen Punkte eingesetzt, um an ihm die absolute Wertnegativität des weiblichen Wesens zu erweisen, und zwar durchaus logischer Weise so, daß dieses ihm nicht böse oder unmoralisch, sondern einfach amoralisch erscheint, von dem ethischen Problem überhaupt nicht berührt. Daß indes nicht einzig auf dem Dualismus zwischen dem sittlichen Imperativ und dem natürlich wirklichen Trieb die sittliche Lebensmöglichkeit basiert, zeigt die Erscheinung, die man die schöne Seele nennt. Für sie ist das Charakteristische, daß ihr sittliches Handeln nicht erst der Überwindung entgegengesetzter Triebfedern bedarf, sondern aus der Selbstverständlichkeit eines konfliktlosen Triebes quillt. Für die schöne Seele ist das Leben gleichsam einreihig, sie will von vornherein nur, was sie soll. Auf diese prinzipielle Möglichkeit kommt uns hier alles an: daß die metaphysische Einheit der Natur in uns und der Idee über uns sich als innere Harmonie unserer Willenshandlungen offenbare. Der Wege zu dieser Offenbarung sind zwei; man kann sie den überdualistischen oder männlichen und den vordualistischen oder weiblichen nennen. Sie kann einmal durch allmähliche Läuterung und Umbildung einer Natur erreicht werden, deren Triebe ursprünglich den sittlichen entgegenwirken, der die Pflicht ein schwer erfüllter Auftrag ist. Indem nun jede Selbstüberwindung die nächste erleichtert, und der dauernde und siegreiche Kampf gegen das Unsittliche zu dessen Schwächung als dauerndem Erfolge führt, wachsen schließlich die unmittelbaren Triebe selbst nach dem Sittlichen hin. Wo diese Umformung sich vollendet hat, ist der ursprüngliche Dualismus zu der Einheit der schönen Seele geworden. Die andere Form der schönen Seele aber braucht keinen Dualismus erst zu überwinden, sondern besitzt die Einheit als apriorisch inneres Prinzip; nicht nur als der Preis des Kampfes und der überwundenen Gegensätze, sondern als das von vornherein ungebrochene Leben des Willens selbst kann seine Einheit die Idee in sich tragen. Diese beiden Formen entsprechen genau jenen vorhin angedeuteten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Instinktes für das theoretisch Richtige: die eine der allmählich erwachsene Erfolg der Relation geschiedener Elemente, die andere die vor aller Scheidung gelegene und deshalb keiner Relation bedürftige Einheit eben dieser. Hier liegt der ethische Typus, der unter allen, männlicher- wie weiblicherseits realisierten, am tiefsten mit dem weiblichen Grundwesen zusammenhängt, sich am unmittelbarsten aus dessen Lebensformel entwickelt. Es wird nachher zu erörtern sein, daß jenes immer empfundene, tiefe In-sich- und Bei-sich-Sein der Frauen, jenes Leben aus einer einheitlicheren Wurzel heraus als sie dem Manne zukommt, seine letzte Bedeutung in der Ahnung oder der metaphysischen Wahrheit davon hat: daß dieses einheitlich eigene Sein zugleich mehr ist als das eigene, daß sie, in dem Tiefenmaß ihres Versenktseins in sich selbst, mit dem Grunde des Lebens überhaupt eines sind. Hier nun drückt sich eben dasselbe, was dort nach der Seite des Seins geht, nach der Seite des Sollens hin aus. Der spezifisch männliche Dualismus — bezeichnen wir ihn, unvollständig genug: „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden" — wird von der weiblichen Natur, so oft psychologische und historische Komplikationen sie auch in ihn verstricken, doch ihrem eigensten Wesen nach durch eine einheitliche innere Führung ersetzt. Zunächst ist diese subjektive, unter den seelischen Strömungen rein als solche herrschende Einheit unzählige Male öfter und prinzipieller an Frauen beobachtet und ihnen selbst bewußter als an Männern: ein Mit-sich-selbst-im-Reinen-Sein, ein in sich selbst nicht durch eigene Gegeninstanzen gestörtes Handeln, wie ein Gewächs seine Zweige und Früchte treibt, ein So-sein und So-handeln-Müssen, das sich doch unbefangener Freiheit bewußt ist, weil alle Wesensströmungen von selbst in einer Richtung laufen. Und nun ist das hier Entscheidende: daß diese immanente, innerhalb des subjektiven Lebens sich vollziehende Einheit sich zugleich als Einheit mit der sittlichen Idee, mit dem, was von dieser her vom Subjekt gefordert wird, empfindet. Was die dualistische Ethik als Minderwertigkeit der Frauen verkündet: daß sie naiver handeln und meistens ein besseres Gewissen haben als die Männer — geht aus dieser Ungeschiedenheit von Sein und Sollen in ihnen hervor. Die innere Ungebrochenheit des praktischen Wesens

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

braucht freilich so wenig immer die sittlich wertvolle Idee zu realisieren, wie der andre, der dualistisch-männliche Weg, immer zu ihrer Realisierung führt; sie zeigt sozusagen nur die Form, aber nicht immer den Inhalt der schönen Seele. Wo aber eine spezifisch weibliche Art des Ethischen vorliegt (was angesichts der seelischen Übergänge zwischen dem männlichen und dem weiblichen Pol keineswegs bei der Sittlichkeit aller weiblichen Individuen der Fall ist), da quillt sie aus jener Einheit des Seins, die die Einheit seiner selbst mit der Idee ist. Vielleicht ist daraufhin über das für die weibliche Seinsbeschaffenheit Spezifische der Sittlichkeit zu sagen: daß diese für sie etwas subjektiv sichreres, aber objektiv gefährdeteres ist als für die Männer. — In eigenartiger Verwachsung offenbart sich die ethische und die logische Geschlechtsdifferenz gegenüber dem Ideal der Gerechtigkeit. Ich habe Frauen gekannt, an deren ethische Höhe wenige Männer hinanreichen; allein die Gerechtigkeit als spezifische Tugend besaßen sie nicht, wie sie nicht selten an Männern vorkommt, deren sonstige sittliche Qualitäten hier und da problematisch sind. Nicht als ob die Frauen immer ungerecht wären, wie man törichter Weise behauptet hat. Vielleicht sind sie zu einheitlich, um die Leidenschaft der Leidenschaftslosigkeit zu haben, die den männlichen Gerechtigkeitssinn bedingt. Denn in eben diesem scheint mir von den beiden Momenten der Gerechtigkeit, dem ethischen und dem logischen, das letztere im Allgemeinen das psychologische Übergewicht zu haben, während der beobachtbare weibliche Gerechtigkeitssinn reiner ethisch orientiert ist; wofür es bezeichnend ist, daß Ungerechtigkeiten ihr Gefühl oft aufs Heftigste empören — mehr, als daß die Gerechtigkeit sie beglückte.

Mit alledem aber soll hier nur das tiefe, alles Außer-Sich ablehnende Eingesenktsein der Frau in das eigne Sein, das ein absolutes Weibsein ist, dargestellt werden und hiermit wiederum die Selbständigkeit dieses letzteren gegenüber der bloßen Relation zum Manne, aus der es angeblich sein Wesen empfängt. Aber dies begründet doch zugleich, wieso das Frauentum, trotz seiner inneren Absolutheit, dem männlichen Prinzip die übergeschlechtlich objektive Welt, die theoretische und die normative,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die dem Ich gegenübersteht, zu stiften überlassen muß. Um allen Verdacht, den Frauen hiermit eine Deklassiertheit zu insinuieren, abzuwehren, sei betont, daß es prinzipiell durchaus die gleichen Inhalte von Geist und Leben sein können, die sich in der männlichen und in der weiblichen Form realisieren und insofern nur unter einem verschiedenen Apriori ihrer Synthese stehen. Und nun noch einmal: gerade die fundamentale, ja absolute Einheit von Sein und Geschlechtlichsein der Frau macht die Sexualität in ihrem gewöhnlichen männlichen Relationssinne für sie zu etwas Sekundärem — so ungeheuer wichtig diese Relation für sie werden mag, weil sie das Phänomen jenes Absoluten ist und dieses sie praktisch vollkommen in sich hineinnimmt. Der Erfolg jener Grundtatsache ist, daß alle Äußerungen der Frauen, alle Erscheinungen und Objektivierungen ihres Wesens nicht als allgemein menschlich, sondern zugleich als spezifisch weiblich empfunden werden, gegenüber den als übergeschlechtlich, als rein sachlich charakterisiert empfundenen Wesensäußerungen des Mannes. Dem Manne fehlt die vom Innersten her gegebene Richtungslinie auf ein bestimmtes Äußeres, die der Frau durch die Einheit ihres Seins mit ihrem Weibsein gegeben ist. Darum liegt in ihm eine ganz tiefe Intention auf das Allgemeine und ebendamit auf das Übersubjektiv-Sachliche. Alle historischen Machtverhältnisse, die seinen Schöpfungen die Prärogative des objektiv Bestimmenden, in sachlicher Absolutheit den Geschlechtsgegensatz Dominierenden, weil von ihm nicht Berührten, gegeben haben, vollstrecken damit nur in den Ordnungen der Zeit den inneren charakterologischen Unterschied, den das Verhältnis des Geschlechtsmomentes zur Wesenstotalität bei Männern und Frauen aufweist.

Und dies findet weiterhin sozusagen seinen logischen Ausdruck in der viel größeren Schwierigkeit, das typisch männliche Wesen, als das weibliche, begrifflich festzulegen, zu definieren. Das allgemein Menschliche, von dem die geschlechtliche Spezialität ein Sonderfall sein soll, ist mit dem männlichen derart solidarisch, daß keine spezifische Differenz gegen dieses an ihm angegeben werden kann: das schlechthin Allgemeine läßt sich nicht definieren. Führt man dennoch gewisse Züge als schlecht-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hin männliche an, so überzeugt ein genaueres Hinsehen, daß damit immer nur Differenzen gegen spezifisch weibliche Züge gemeint sind. Diese aber haben ihr Wesen nicht entsprechend in dem bloßen Gegensatz gegen die männlichen, sondern werden mehr als ein für sich Seiendes, für sich Bestimmtes empfunden, als eine besondere, aber keineswegs nur durch einen Gegensatz zu fixierende Art des Menschentums. Die alte Meinung, von der Schicht brutaler und ignoranter Selbstüberschätzung bis zu der der sublimsten philosophischen Spekulation reichend: daß nur der Mann der eigentliche Mensch sei, findet in dieser größeren Leichtigkeit, das Wesen der Frau, als das des Mannes zu definieren, sein begriffliches Pendant. Daher es denn auch unzählige Frauenpsychologien, aber kaum eine Männerpsychologie gibt. Und noch einmal dokumentiert sich diese tiefst gelegene Unterschiedlichkeit der Geschlechter in einer psychologischen Oberflächenerscheinung: was den durchschnittlichen Mann an den Frauen zu interessieren pflegt, ist ungefähr das gleiche an der Schneiderin und an der Prinzessin. Es ist ohne weiteres begreiflich, daß dieses Verhältnis der Definitionsmöglichkeiten sich umkehrt, sobald es sich, statt um den Geschlechtstypus, um Individuen handelt: den einzelnen Mann kann man im großen und ganzen besser beschreiben als die einzelne Frau. Das liegt nicht nur daran, daß die ganze sprachliche Begriffsbildung unserer Kultur, wegen der sozialen Prärogative des Mannes, auf die männliche Färbung seelischer Vorgänge eingestellt ist. Das Genus Frau ist zwar wichtig genug, um bestimmende Begriffe zu fordern; aber auf ihre Individualisierungen hat sich die Sprachschöpfung nicht eingelassen und die feinen Nuancen, auf die es hier ankäme, versagen ebenso oft für die psychologische Schilderung der einzelnen Frauen, wie sie diesen selbst fehlen, um sich den Männern ganz verständlich zu machen. Tiefer liegt indes ein anderer Zusammenhang: die individuelle Frau ist eben deshalb schwerer zu definieren als der individuelle Mann, weil sie als Genus leichter zu definieren ist. Wo schon der allgemeine Begriff als etwas Besonderes, differentiell Bestimmtes empfunden wird, da ist die Individualisiertheit gewissermaßen in das Generelle hineingezogen und hat sich an ihm erschöpft, so daß für die

weitere Individualisierung nicht mehr recht Raum und Interesse übrig bleibt. Deshalb gehören in diesen Zusammenhang die Phänomene eines tiefsten Wesenszuges der Frau: daß das Generelle bei ihr viel mehr als beim Mann in der Form des persönlich Individuellen lebt. In der typisch vollendeten Frau wird vieles ganz Gattungsmäßige, eigentlich Unpersönliche, zu etwas völlig Persönlichem, so innerlich erzeugt, als träte es hier zum ersten Male aus dem Einzigkeitspunkt der Persönlichkeit heraus in die Welt. Gewiß gibt es nichts Generelleres als erotische Beziehungen, und während der Mann sie auch unzählige Male so fühlt und behandelt, scheinen sie für die Frau das spezifisch persönliche Schicksal zu sein, nicht ein Gattungsereignis, das sich an ihr abspielt, sondern ihre innerlich eigenste Produktivität. Nicht anders in ihrem Verhältnis zum Kinde, vor und nach seiner Geburt, diesem typischsten aller Verhältnisse, das so tief in das Untermenschliche hinabreicht. Für die Frau aber ereignet es sich in der Wurzelschicht der Seele, dieses völlig Unpersönliche, das sie zum bloßen Durchgangspunkt in der Entwicklung der Gattung macht, wächst aus dem Zentrum, in dem alle Energien ihres Wesens sich zu ihrer Persönlichkeit zusammengefunden haben. Die Personalisierungstendenz des Allgemeinen innerhalb des weiblichen Wesens ergreift auch die Beziehungen zu ihr: gerade wegen ihrer generellen Eigenschaften werden die Frauen häufig, vielleicht sogar meistens geschätzt. Sehr oft liebt der Mann eine Frau wegen ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit, kurz wegen einer Eigenschaft, die sie, trotz der jeweiligen individuellen Nuance, mit anderen teilt und die insofern gar nichts mit der Persönlichkeit Identisches oder Solidarisches und nur graduell von dem Besitz von Reichtum unterschieden ist. Daher auch die größere Untreue der Männer, deren viele, mit Plato zu reden, die ausschließende Liebe zu einem Individuum für beschränkt und sklavisch halten und ihre Liebe in das „weite Meer" der Schönheit überhaupt ergießen. Dennoch ist solche allgemeine Qualität mit der weiblichen Persönlichkeit, auch für ihre eigene Empfindung, relativ eng verbunden, enger als beim Manne —, weshalb denn der „schöne Mann" irgendwie als unangenehmer Selbstwiderspruch empfunden wird, d. h. dann, wenn seine

Schönheit als ein Allgemeines, seiner Individualität Unverbundenes wirkt. Und endlich: die Sitte, die nichts ist als die Lebensform des sozialen Kreises, das Verhalten, das dieser um seiner Selbsterhaltung willen zum Gesetz geprägt hat, scheint aus dem eigensten Instinkt ihrer Natur zu quellen. Sie „strebt nach Sitte", die die Bewegung des Mannes oft hindert; dem Wesen der Frau aber liegt sie an wie eine Haut, die Freiheit, die für den Mann tausendfach außerhalb der Sitte liegt, findet sie (alle singulären Ausnahmen dieses Typischen und Historischen zugegeben) in ihr; denn Freiheit heißt doch wohl, daß das Gesetz unseres Tuns der Ausdruck unserer eigenen Natur ist. In eben diesem Sinne spitzt sich das Streben nach Sitte zu der unbedingten Wertung der Sexualehre zu, die etwas viel Allgemeineres, von den besonderen sozialen Positionen Unabhängigeres ist, als alle anderen Ehren. Daß sie nun aber zugleich als das Allerpersönlichste empfunden wird, zeigt sich äußerlich daran, daß die Person des Verletzenden bei ihrer Verletzung irrelevanter ist, als bei denen sonstiger Ehren. Bei Beleidigungen muß man, um ihre Bedeutung abzuschätzen, fragen: wer hat dich beleidigt? Der Verlust der weiblichen Ehre aber ist sozusagen etwas Solipsistisches, in Bezug auf seine Wertbedeutung gar nicht von einer Korrelation abhängig. Die Tatsache dieser Verletztheit überhaupt trifft die Frau so persönlich, daß es nun schon ziemlich gleichgültig ist, von wem sie ausgegangen ist. Und dies zeigt wiederum den umfassenden Widerspruch zwischen dem metaphysischen und dem empirischen Aspekt des weiblichen Fatums: die innere Unabhängigkeit der weiblichen Werte vom männlichen Prinzip und die gleichzeitige äußere Abhängigkeit von ihm. — Aus solchen Inkarnationen des Allgemeinen im Persönlichen ist ohne weiteres begreiflich, daß dieses Wesen zwar in seiner Typik bestimmt werden kann, daß dagegen sein Persönliches sich als solches leicht der Definition entzieht. Wo dagegen das Generelle eines Wesens so schlechthin generell ist wie beim Manne, — so daß seine männliche Besonderheit als solche zum historischen Synonym der menschlichen Allgemeinheit wird, — da ist die Bestimmung seiner als einer Individualität eher und schärfer zu treffen, es ist mehr Platz für sie vorhanden. So ist es leichter, die Frau zu definieren

als den Mann; aber schwerer, eine Frau zu definieren als einen Mann. Und auch dies hat sich als ein Ausdruck der grundlegenden Konfiguration enthüllt, die diesen Fall in einen unendlich viel weiter ausgreifenden Typus der menschlichen Geistigkeit und Metaphysik überhaupt einstellt: daß aus der Relativität oder gegenseitigen Bestimmtheit, in der das männliche und das weibliche Wesen sich darbietet, das erstere in die Kategorie des Absoluten aufrückt und so seinerseits die ganze Relativität beherrscht, von der es selbst ein Glied ist. —

Ich habe oben darauf hingedeutet, daß solche Verabsolutierung der einen Seite einer Korrelation über deren zweiseitige Ganzheit in der Regel nicht auf diese Seite beschränkt bleibt, sondern daß verschiedene Parteiungen bald die eine, bald die andere mit dem Akzent des Absoluten auszustatten pflegen. Die eigentümliche Stellung des Geistes zu den Weltinhalten charakterisiert sich damit, daß jedes Absolute irgendwie als ein Relatives, d. h. aus der Beziehung zu einem anderen, sein Wesen Bestimmendes, begriffen werden, jedes Relative aber sich über seine Relation hinweg in ein Fürsichsein und Absolutes erheben kann. So nimmt, nach allem bisherigen, das männliche Prinzip, nun aber auch das weibliche seine Stellung jenseits der Relativität, die auf den ersten Blick beiden ihren Sinn gibt — nimmt sie nicht nur wie in der früheren Skizzierung unter Gleichgültigkeit gegen die Existenz des männlichen und seiner Relation zu dieser, sondern in einem positiven Jenseits des menschlichen Differenziertheitskomplexes, der Männliches und Weibliches umfaßt. Wenn der Mann insoweit über der geschlechtlichen Gegensätzlichkeit steht, als die objektiven Normen selbst männlich sind (was der Erscheinung nach oft nur eine historische Vergewaltigung, in seiner Tiefe aber in der Struktur des männlichen Geistes präformiert ist), so steht die Frau jenseits ihrer, weil sie ihrem Sein nach unmittelbar an und von der Quelle lebt, aus der beide Seiten des Gegensatzes fließen. Wie der Mann aus jenem Zusammenhang heraus mehr ist als männlich, so ist die Frau mehr als weiblich, weil sie die allgemeine, die Geschlechter substantiell oder genetisch zusammenfassende Grundlage darstellt, weil sie die Mutter ist. Wie das Absolute dort sich als über-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geschlechtlich Objektives erhebt, das männlich ist, so hier als übergeschlechtlich Fundamentales, das weiblich ist. Wie das Tun und Werden dort den Dualismus vorzeichnet, in dessen Form der Mensch über sich selbst hinausgeht und der spezifisch männlich ist, so das Sein hier die Einheit, in deren Form der Mensch gewissermaßen unter sich selbst hinuntergeht in die ungeschiedene Möglichkeit aller Entwicklungen. Gewiß ist dieses Sein kein farbloses, sondern ein weibliches. Aber seine letzte Tiefe enthebt sich jeder Relation, die es durch den Gegensatz zur Männlichkeit bestimmen könnte, und läßt das Weibliche, dessen erstes und unmittelbares Phänomen die Mutterschaft ist, als ein Absolutes empfinden, von dem das Männliche und das Weibliche im Relationssinne erst getragen ist. Und nun macht sich eine metaphysische Voraussetzung, die, fern von jeder Beweisbarkeit, sich als Ahnung, Gefühl, Spekulation durch die ganze Geistesgeschichte zieht, hier geltend: daß der Mensch, je tiefer er sich in das eigene Sein versenkt, je reiner er dies in sich zu Worte kommen läßt, um so näher dem Dasein überhaupt, der Welteinheit überhaupt steht, um so vollkommener diese in sich zum Ausdruck bringt. Nicht nur die Mystik aller Zeiten lebt von dieser Überzeugung, sondern in den so viel klareren und untereinander so entgegengesetzten Weltbildern Kants und Schleiermachers, Goethes und Schopenhauers wirkt sie, offener und verschwiegener, in den mannigfaltigsten Abwandlungen. Das eigenartig mystische Gefühl, durch das jederzeit eine typische Attitüde den Frauen gegenüber charakterisiert ist, findet vielleicht eben hierin einen ausdrückbaren Grund: in dem dunkeln Bewußtsein, daß diese Wesen fester, vollständiger, einheitlicher in ihrem Sein stehen als der Mann, daß alle Unruhe des Werdens und des Tuns und des Gegenübers der Dinge ebenso wie des Lebens, den substantiellen Grund ihres Seins weniger berührt, weniger in sich einzieht, daß sie in der letzten Instanz ihres eigenen Wesens unerschütterlicher und tiefer eingesenkt ruhen — und daß ihnen eben durch dies und in eben diesem Maße der Grund des Daseins überhaupt, die verborgene, unkennbare Einheit des Lebens und der Welt der eigene Wurzelgrund ist. Daß die Frau ihrem echtesten Wesen nach — soweit es also nicht durch historische Ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewaltigungen und Verschiebungen, durch Einflüsse, die ihr aus der Relation der Geschlechter kommen, abgelenkt ist — mehr als der Mann aus ihrem eigenen Grunde heraus lebt, wäre bedeutungslos, wenn dieser Grund nicht zugleich irgendwie der Grund der Dinge wäre. Die Verbindung zwischen beiden liegt in der Mütterlichkeit; aber mit dieser wird doch nur in der Form der Zeit und des an Materie gebundenen Lebens auseinandergelegt, was eine letzte metaphysische Einheit ist. Und nur gleichsam einen anderen Umriß erhält derselbe Inhalt, wenn statt des metaphysischen Begriffes des Seins der mehr psychologische oder, wenn man will, formale des Geschlossenseins der Existenz eingeführt wird. Der Mann empfindet wohl im allgemeinen aus der Dualistik seines Wesens heraus die Frau, so oft er selbst, die Kultur und das Schicksal sie auch in eine ebensolche hineinreißen mag, als das geschlossenere Wesen; das heißt als ein solches, dessen einzelne Wesensteile nicht gegeneinander Partei bilden, sondern in denen die unter allem einzelnen bestehende, nicht weiter benennbare Seinseinheit sich als unmittelbar enger assoziativer Zusammenhang äußert. Und nun ist das Merkwürdige, daß gerade die Geschlossenheit eines Daseins in sich eine stärkste, symbolische oder metaphysische Anweisung auf die Welttotalität außerhalb seiner oder deren Element es selbst ist, enthält. Ähnlich wie das Kunstwerk in der undurchbrechlichen Begrenztheit durch seinen Rahmen sich von der vielfältigen Zerstreutheit der Dinge scheidet — und ebenso gerade dadurch zu einem Symbol des Daseins überhaupt wird —, so stellt die Frau eine Einheit dem Manne gegenüber dar, der in die Vielheit des zersplitterten Lebens verflochten ist. Es ist nicht nur die Äußerlichkeit der Sitte, die ihr die heftig ausholenden Bewegungen, die agressiven Worte, das rücksichtslose Aussichheraustreten von jeher verbietet. Vielmehr, daß dieses Vermeiden aller zentrifugalen, weit ausladenden Äußerungen, diese Zusammengehaltenheit des ganzen Seins, die Form ihrer Sitte wurde, dies ist der historische Ausdruck für jene Wesensgeschlossenheit, die alle psychologischen Einzelzustände als ihr Tieferes und Allgemeineres fundiert. Dieses einheitliche In-sich-Fertigsein — was natürlich ein ideal verabsolutierender Ausdruck ist — macht die Frauen zu geschichts-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

loseren Wesen, als die Männer es sind. Denn Geschichte, die immer Geschichte eines Werdens, Sich-Wandelns, Sich-Entwickelns ist, entsteht nur, wo ein Wesenskomplex eine Mehrheit relativ selbständiger Elemente enthält, die sich abstoßen oder sich ausgleichen, sich überholen oder einer höheren Synthese zustreben. Die innere Differenziertheit des Mannes ist der letzte Grund, weshalb er Geschichte haben und Geschichte machen kann. Das fundamental einheitlichere Wesen der Frau ist notwendig das unhistorischere; das Entwicklungsprinzip, aus der Reibung differenzierter Wesensteile untereinander folgend, hat nicht in gleichem Maße Macht über sie; was sich nicht nur in dem früheren „Reifsein" des Mädchens gegenüber dem Knaben ausdrückt, sondern auch in der — scheinbar bloß äußerlichen — Tatsache, daß die Funktionen der Frau auch in hoch entwickelter Kultur sich von denen auf primitiven Stufen lange nicht so weit unterscheiden, wie entsprechend die männlichen. Einer der tiefsten Shakespearekenner bemerkt: Shakespeares Männer haben eine Geschichte, moralisches Wachstum oder moralischen Verfall; seine Frauen handeln und leiden, aber es ist selten, daß sie wachsen und sich entwickeln (seldom are transformed). Und nun gibt diese Daseinsform dem weiblichen Wesen die dunkel empfundene, die wunderlichsten Reaktionen veranlassende Beziehung zu dem Ganzen des Seins. Wie das Kunstwerk, obgleich ein Teil der Welttotalität, doch durch seine Geschlossenheit wie ein Gegenstück zu ihr ist und damit auf ein nicht aussprechbares Metaphysisches hinweist, das diese Gleichheit der Form trägt, so wird es auch diese Geschlossenheitsform des weiblichen Wesens sein, die von jeher einen Hauch von kosmischer Symbolik über die Frau gelegt hat — als hätte sie über alle greifbaren Einzelheiten hinweg eine Beziehung zu dem Grund und dem Ganzen der Dinge überhaupt. Neben aller Verachtung und Mißhandlung der Frauen bricht doch durch die ganze Kulturreihe, von den Primitiven an, das Gefühl hervor, daß sie noch etwas Anderes wären als bloß Frauen, das heißt als bloße Korrelativwesen zu den Männern; indem sie dies freilich sind, hätten sie doch eo ipso Beziehungen zu den geheimen Mächten, als Sibyllen und Hexen, als Wesen, durch die hin ein Segen oder ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fluch aus dem sonst unberührbaren Schoß der Dinge käme, und die man mystisch zu verehren, vorsichtig zu vermeiden oder wie Dämonen zu verfluchen hätte. All diese Brutalitäten oder poetischen Verklärungen haben nicht irgendeine einzelne Eigenschaft oder ein einzelnes Tun zu ihrem letzten Grund; obgleich sie zweifellos sämtlich auf ein tiefstes einheitliches Motiv zurückgehen, will es nicht gelingen, ein derartiges, singulär benennbares historisch aufzufinden. Es scheint vielmehr darin zu liegen, daß man ein Wesen, das so tief in seinem undifferenzierten Sein ruht; so wenig aus sich heraus tritt — eben in einer besonderen Nähe; in einer Art Identitätsverhältnis zu dem Sein überhaupt empfand, mag man dies nun als den Urgrund der Natur oder als das übernatürlich Magische oder als das Metaphysische im reinen Sinne bezeichnen. Die besondere Art der Absolutheit der Frau versenkt sie in die Einheit des Seins, während die Absolutheit des Mannes ihn vom Sein wegreißt zur Idee. Nach unseren bestehenden Denkgewohnheiten — wie asymptotisch oder symbolisch sie sich zur Wirklichkeit verhalten mögen — müssen wir das Vielspältige, Bewegte, Einseitige, von einer gleichsam ruhenden Einheit fundamentieren lassen, einer Einheit, die im männlichen Wesen von jenen dualistischen und differentiellen Lebensformen und Äußerungen sozusagen aufgesogen ist, im weiblichen aber als dessen fühlbare Substanz weiter besteht — und als wiederholte die Frau mit jeder Mutterschaft den Prozeß, der aus dem dunkeln ungeschiedenen Grunde die Einseitigkeit und Bewegtheit des individuellen Gebildes abspaltete und heraushob.

So kann man sagen: je mehr und tiefer eine Frau in diesem, dem absoluten Sinne Frau ist, desto weniger ist sie in dem relativen, dem auf den Mann differentiell bezüglichen Sinne Frau. Und dasselbe, nur als Paradoxe ausdrückbare Verhältnis gilt für den Mann; wenn es sein spezifisch Männliches ist, über dem gleichsam einreihigen subjektiven Leben an der Welt des Objektiven und Normativen zu bauen, von der aus gesehen die ganze männlich-weibliche Geschiedenheit etwas prinzipiell Zufälliges ist, so ist er gerade um so weniger Mann (im Sinne dieser sexuellen Relativität) je mehr er Mann im Sinne jener auf das Absolute gehenden, durchaus männlich eigenartigen Leistung ist. In der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tiefsten Besonderheit jedes Geschlechtes lebt je eine der Bedeutungen des „Allgemeinen“: das Allgemeine als Abstraktes, das hinter den Einzelheiten liegt — und das Allgemeine als substantiell Einheitliches, das vor den Einzelheiten liegt. Ich bin durchaus nicht geneigt, die Fülle des Lebens in eine symmetrische Systematik einzusperren. Will man aber für das hier erstrebte Bild der lebendigen Wirklichkeit zunächst einmal die anatomische Struktur gewinnen (denn Skelette zeigen eben jene schematische Symmetrie und erst die physiologischen Prozesse heben diese in das Spiel des unendlich komplizierten, in keine einfache Gleichstellung mehr zu fassenden Lebens) — so scheint die Relation der Geschlechter, durch die sie sich gegenseitig ihre Eigenart gewähren, von diesem doppelten Absoluten umgeben: auf der einen Seite steht das Männliche als Absolutes, das mehr als Männliches ist, das die Objektivität, die um den Preis des Dualismus gewonnene normative Höhe über aller Subjektivität und aller Gegensätzlichkeit bedeutet — auf der andern das Weibliche als Absolutes, das die Einheit des menschlichen Wesens, gleichsam noch vor der Trennung in Subjekt und Objekt, in substantieller, ruhender Geschlossenheit trägt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Koketterie.

Die Weisheit Platos über die Liebe: daß sie ein mittlerer Zustand zwischen Haben und Nichthaben sei, scheint nicht an die Tiefe ihres Wesens, sondern nur an eine Form ihrer Erscheinung zu rühren. Nicht nur, daß sie keinen Raum hat für die Liebe, die spricht: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an" — so kann sie eigentlich nur die meinen, die an der Erfüllung ihres Sehnens stirbt. Auf den Weg vom Nichthaben zum Haben gestellt, mit der Bewegung auf ihm ihr Wesen erschöpfend, kann sie, wenn sie nun „hat", nicht mehr dasselbe sein, was sie vorher war, kann nicht mehr Liebe sein, sondern setzt ihr Energiequantum in Genuß oder vielleicht in Überdruß um. Es hebt diese Konsequenz der Liebe, als der Sehnsucht des Nichthabenden nach dem Haben, nicht auf, daß sie in jenem Augenblick ihres Vergehens vielleicht von neuem entsteht: ihrem Sinne nach bleibt sie in einen rhythmischen Wechsel gebannt, in dessen Zäsuren die Momente der Erfüllung stehen. Wo sie aber in den letzten seelischen Tiefen verankert ist, beschreibt dieser Turnus von Haben und Nichthaben doch nur die Gestalt ihrer Äußerung und Oberfläche. Das Sein der Liebe, dessen bloßes Phänomen die Begehrung ist, kann durch deren Stillung nicht aufgehoben werden.

Was aber auch der Sinn des Habenwollens sei, und ob es das Definitivum der Liebe oder nur die Hebung des über ihr Definitivum hinspielenden Wellenrhythmus bedeute — wo sein Gegenstand eine Frau und sein Subjekt ein Mann ist, erhebt es sich über der eigentümlichen seelischen Tatsache des „Gefallens". Das Gefallen ist der Quell, aus dem jenes Haben und Nichthaben gespeist wird, wenn es für uns Lust oder Leid, Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gehrung oder Befürchtung werden soll. Aber hier wie sonst läuft die Verbindung zwischen einem Besitz und seiner Schätzung auch in umgekehrter Richtung. Nicht nur wächst Wichtigkeit und Wert dem Haben und Nichthaben des Gegenstandes zu, der uns gefällt; sondern wo ein Haben und Nichthaben aus irgendwelchen anderen Ursachen heraus für uns Bedeutung und Betonung gewinnt, pflegt sein Gegenstand unser Gefallen zu erregen. So bestimmt nicht nur der Reiz eines käuflichen Dinges den Preis, den wir dafür zahlen mögen: sondern daß ein Preis dafür gefordert wird, daß sein Erwerb nicht etwas Selbstverständliches, sondern nur mit Opfern und Mühen Gelingendes ist — das macht uns unzählige Male erst das Ding reizvoll und begehrenswert. Die Möglichkeit dieser psychologischen Wendung läßt die Beziehung zwischen Männern und Frauen in die Form der Koketterie hineinwachsen.

Daß die Kokette „gefallen will", gibt an und für sich ihrem Verhalten noch nicht das entscheidende Cachet; übersetzt man Koketterie mit „Gefallsucht", so verwechselt man das Mittel zu einem Zweck mit dem Triebe zu diesem Zweck. Eine Frau mag alles aufbieten, um zu gefallen, von den subtilsten geistigen Reizen bis zur zudringlichsten Exposition physischer Anziehungspunkte — so kann sie sich mit alledem noch sehr von der Kokette unterscheiden. Denn dieser ist es eigen, durch Abwechslung oder Gleichzeitigkeit von Entgegenkommen und Versagen, durch symbolisches, angedeutetes, „wie aus der Ferne" wirksames Ja- und Neinsagen, durch Geben und Nichtgeben oder, platonisch zu reden, von Haben und Nichthaben, die sie gegeneinander spannt, indem sie sie doch wie mit einem Schlage fühlen läßt — es ist ihr eigen, durch diese einzigartige Antithese und Synthese Gefallen und Begehren zu wecken. In dem Verhalten der Kokette fühlt der Mann das Nebeneinander und Ineinander von Gewinnen- und Nichtgewinnen-können, das das Wesen des „Preises" ist, und das ihm mit jener Drehung, die den Wert zum Epigonen des Preises macht, diesen Gewinn als wertvoll und begehrenswert erscheinen läßt. Das Wesen der Koketterie, mit paradoxer Kürze ausgedrückt, ist dieses: wo Liebe ist, da ist — sei es in ihrem Fundament, sei es an ihrer Oberfläche — Haben und Nichthaben;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und darum, wo Haben und Nichthaben ist — wenn auch nicht in der Form der Wirklichkeit, sondern des Spieles — da ist Liebe, oder etwas, was ihre Stelle ausfüllt. Ich wende diese Deutung der Koketterie zunächst auf einige Tatsachen der Erfahrung an. Der Koketterie in ihrer banaleren Erscheinung ist der Blick aus dem Augenwinkel heraus, mit halbabgewandtem Kopfe, charakteristisch. In ihm liegt ein Sich-abwenden, mit dem doch zugleich ein flüchtiges Sich-geben verbunden ist, ein momentanes Richten der Aufmerksamkeit auf den Anderen, dem man sich in demselben Momente durch die andere Richtung von Kopf und Körper symbolisch versagt. Dieser Blick kann physiologisch nie länger als wenige Sekunden dauern, so daß in seiner Zuwendung schon seine Wegwendung wie etwas Unvermeidliches präformiert ist. Er hat den Reiz der Heimlichkeit, des Verstohlenen, das nicht auf die Dauer bestehen kann, und in dem sich deshalb das Ja und das Nein untrennbar mischen. Der volle En-face-Blick, so innig und verlangend er sei, hat nie eben dies spezifisch Kokette. In derselben Oberschicht koketter Effekte liegt das Wiegen und Drehen in den Hüften, der „schwänzelnde" Gang. Nicht nur, weil er durch die Bewegung der sexuell anregenden Körperteile sie anschaulich betont, während zugleich doch Distanz und Reserve tatsächlich besteht — sondern weil dieser Gang das Zuwenden und Abwenden in der spielenden Rhythmik fortwährender Alternierung versinnlicht. Es ist nur eine technische Modifikation dieser Gleichzeitigkeit eines angedeuteten Ja und Nein, wenn die Koketterie über die Bewegungen und den Ausdruck ihres Subjekts selbst hinausgreift. Sie liebt die Beschäftigung mit gleichsam abseits liegenden Gegenständen: mit Hunden oder Blumen oder Kindern. Denn dies ist einerseits Abwendung von dem, auf den es abgesehen ist, andrerseits wird ihm doch durch jene Hinwendung vor Augen geführt, wie beneidenswert sie ist; es heißt: nicht du interessierst mich, sondern diese Dinge hier — und zugleich: dies ist ein Spiel, das ich dir vorspiele, es ist das Interesse für dich, dessentwegen ich mich zu diesen anderen hinwende. Will man die Ausschlagspole der Koketterie begrifflich festlegen, so zeigen sie eine dreifach mögliche Synthese — die schmeichlerische Koketterie: du wärst zwar

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

imstande zu erobern, aber ich will mich nicht erobern lassen; die verächtliche Koketterie: ich würde mich zwar erobern lassen, aber du bist nicht dazu imstande; die provokante Koketterie: vielleicht kannst du mich erobern, vielleicht nicht — versuche es! Solche Bewegung zwischen Haben und Nicht-haben, oder auch: solches symbolische Ineinanderwachsen von beiden kulminiert ersichtlich in der Hinwendung der Frau zu einem anderen Manne als dem, den sie eigentlich meint. Nicht um die brutale Einfachheit der Eifersucht handelt es sich dabei. Diese steht auf einem anderen Blatt, und wo sie etwa vorbehaltlos entfesselt werden soll, um das Gewinnen- oder Behaltenwollen zur Leidenschaft zu steigern, da fügt sie sich nicht mehr in die Form der Koketterie. Diese vielmehr muß den, dem sie gilt, das labile Spiel zwischen Ja und Nein fühlen lassen, das Sich-versagen, das der Umweg des Sich-gebens sein könnte, das Sich-geben, hinter dem, als Hintergrund, als Möglichkeit, als Drohung das Sich-zurücknehmen steht. An jeder definitiven Entscheidung endet die Koketterie, und die souveräne Höhe ihrer Kunst offenbart sich an der Nähe zu einem Definitivum, in die sie sich begibt, um dieses dennoch in jedem Augenblick von seinem Gegenteil balancieren zu lassen. Indem die Frau „mit" einem Manne kokettiert, um dadurch mit einem andern, auf den es in Wirklichkeit abgesehen ist, zu kokettieren, offenbart sich der eigentümliche Tiefsinn, der in der Doppelbedeutung des „mit" liegt: einerseits das Werkzeug, andrerseits den Partner einer Korrelation zu bezeichnen — als könne man einen Menschen überhaupt nicht zum bloßen Mittel machen, ohne daß dies zugleich Rückwirkung und Wechselbeziehung wäre.

Endlich zeigt eine Tatsache von zunächst physischem, dann aber auch seelischem Sinne vielleicht das unmittelbarste Zusammen des Ja und Nein, aus denen zu gleichen Rechten die Farbe der Koketterie gemischt wird: die Tatsache der „Halbverhülltheit". Ich verstehe darunter alle die äußerlichen und innerlichen Fälle, in denen ein Sich-geben, Sich-darstellen derart von einem teilweisen Sich-Unsichtbarmachen oder Sich-Versagen unterbrochen wird, daß das Ganze um so eindringlicher in der Form der Phantasie vorgestellt wird und durch die Spannung

zwischen dieser Form und der der unvollkommen offenbarten Wirklichkeit das Begehren nach deren Ganzheit um so bewußter und intensiver aufflammt. Es ist merkwürdig, wie die geschichtliche Entwicklung der Verhüllung des Körpers dieses Motiv des gleichzeitigen Darbietens und Versagens hervortreten läßt. Es gilt der heutigen Völkerkunde als sicher, daß die Bedeckung der Schamteile — wie die Bekleidung überhaupt — ursprünglich mit dem Schamgefühl nicht das Geringste zu tun hatte, vielmehr nur dem Schmuckbedürfnis und der nahe damit verwandten Absicht dient, durch die Verhüllung einen sexuellen Reiz auszuüben: es kommt vor, daß bei nackt gehenden Völkern nur die Buhlerinnen sich bekleiden! Die Gürtel und Schürzchen, die die Funktion des Feigenblattes erfüllen, sind oft so minimal und oft so angebracht, daß Verhüllung als solche überhaupt gar nicht ihr Zweck sein kann; sie müssen einen andern haben. Und welches dieser ist, zeigt die andre Erscheinung: daß sie in außerordentlich vielen Fällen aufs grellste gefärbt und aufs auffallendste verziert sind. Ihr Zweck ist also ersichtlich, auf diese Teile aufmerksam zu machen. Diese Verhüllung ist also ursprünglich nur Schmuck, mit der Doppelfunktion jedes Schmuckes: zunächst die Augen auf sich zu ziehen, dem geschmückten Wesen zunächst nur eine gesteigerte Aufmerksamkeit zu gewinnen, und dann, dieses Wesen als ein wert- und reizvolles, der Aufmerksamkeit auch vorzüglich wertes erscheinen zu lassen. Unvermeidlicherweise aber kann jener Schmuck, wie der des Körpers überhaupt, diese Funktion nur erfüllen, indem er zugleich verhüllt. Um dieser Koinzidenz willen ist mit der Primitivform der Bekleidung das Moment der Koketterie gegeben: das Versagen, das Sich-Entziehen ist hier mit dem Aufmerksam-Machen, Sich-Darbieten, in einen unteilbaren Akt verschmolzen; dadurch, daß man sich oder einen Teil seiner schmückt, verhüllt man das Geschmückte, dadurch, daß man es verhüllt, macht man darauf und auf seine Reize aufmerksam. Es ist sozusagen eine optische Unvermeidlichkeit, die die Gleichzeitigkeit des Ja und des Nein, die Formel jeder Koketterie, sogleich der ersten Stufe in der Entwicklung der Kleidung angliedert.

Tiefer hinabsteigend darf man behaupten, daß der ganze Dualismus dieser Attitüde nur die Erscheinung oder empirische

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Technik ist, mit der ein im Grunde völlig einheitliches Verhalten sich realisiert. Das Wesen dieser Einheit betrachte ich später und ziehe aus ihr, indem ich sie hier voraussetze, nur den Schluß, daß jenes Zusammen von Ja und Nein kein starres Nebeneinander sein darf, sondern ein lebendiger Wechseltausch, ein sich ineinander schlingendes, gegenseitiges Hinweisen. Wo dies nicht gelingt, wird auch die Halbverhülltheit ihren Sinn als Koketterie nicht erreichen, sondern einen ungefälligen Widerspruch zeigen. Von hier aus löst sich das komplizierte, ästhetisch-psychologische Problem, weshalb die Pose der Mediceischen Venus für viele Empfindungsweisen etwas ganz Unerträgliches hat. Daß sie sich mit den Händen zu bedecken sucht, ist ein Versuch mit untauglichen Mitteln; sie ist eben tatsächlich nackt und die beabsichtigte Verhüllung steht sozusagen unorganisch daneben, ohne mit der Unverhülltheit eine innerlich einheitliche Attitüde, ein lebendiges Hin und Her zwischen dem Geben und dem Versagen zu zeigen, wie die Koketterie es verlangt. Die Ursache oder auch vielleicht die Wirkung davon ist, daß diese Gestalt aus der Kunstsphäre heraus und in die Wirklichkeitssphäre hineintritt: es ist nicht das künstlerische Bild einer Frau, die durch einen Verhüllungsversuch mit einem ideellen, in dem gleichen unwirklichen Raum befindlichen Gegenüber kokettiert, sondern man hat das Gefühl, als ob sie mit dem realen, vor ihr stehenden Beschauer kokettierte, als ob sich hier eine Wirklichkeitsszene abspielte — nur daß die Frau zufällig von Marmor, statt von Fleisch und Bein ist. Da sie nun aber für dieses, das reale Gegenüber, tatsächlich gar nicht verhüllt ist — was für jenes ideelle Gegenüber wohl auf Grund der Symbolik möglich wäre, die in der reinen, hier aber nicht innegehaltenen Kunstsphäre gilt —, so erscheint die darauf gerichtete Geste als ein einheitloses Sichgeben und Sich-zurückziehen-wollen, ein Auseinanderfallen der polaren Momente der Koketterie an zwei verschiedene Sphären, wodurch ihr Sinn vereitelt, d. h. statt des Gefallens ein Mißfallen eintritt.

In den Bezirk der geistigen Halbverhülltheit gehört eine der typischsten Praktiken der Koketterie: das Behaupten von irgend etwas, was man eigentlich gar nicht meint, die Paradoxe,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

deren Aufrichtigkeit zweifelhaft bleibt, die nicht ernst gemeinte Drohung, die Selbstherabsetzung des fishing for compliments. Den Reiz solchen Verhaltens bestimmt allenthalben das Pendeln zwischen dem Ja und dem Nein der Aufrichtigkeit, der Empfangende sieht sich vor einer Erscheinung, von der er nicht weiß, ob der Gebende damit seine Wahrheit gibt oder deren Gegenteil. Damit tritt das Subjekt dieser Koketterie aus der greifbaren Realität heraus in eine schwebende, schwankende Kategorie, in der sein eigentliches Sein zwar enthalten, aber nicht deutlich zu erfassen ist. Eine Skala graduierter Erscheinungen führt von der eigentlich noch völlig ernsten Behauptung, unter der nur eine leise Selbstironie fühlbar wird. zu der Paradoxe oder der outrierten Bescheidenheit, die uns zweifelhaft läßt, ob der Sprechende uns oder sich selbst zum Besten hat — jede Stufe aber kann hier der Koketterie, der männlichen freilich ebenso wie der weiblichen, dienstbar werden, weil das Subjekt halb verhüllt hinter seiner Äußerung steht und uns in das dualistische Gefühl versetzt, daß es fast im selben Moment sich uns darzubieten und uns aus den Händen zu gleiten scheint.

Mit alledem scheint die Koketterie, als das bewußt dualistische Verhalten, in völligem Widerspruch zu jener „Einheitlichkeit" des weiblichen Wesens zu stehen, die, wie verschieden verstanden, wie tief oder oberflächlich gedeutet, doch alle Frauenpsychologien als ihr Grundmotiv durchzieht. Wo überhaupt die weibliche und die männliche Seele als solche in einem Wesensgegensatz empfunden werden, da pflegt es dieser zu sein: daß die Frau das seiner Natur nach in sich zentralisiertere Wesen ist, dessen Triebe und Gedanken enger um einen oder wenige Punkte gesammelt und unmittelbarer von diesen her erregbar sind, als bei dem differenzierteren Manne, dessen Interessen und Betätigungen mehr in sachlich bestimmter Selbständigkeit, in arbeitsteiliger Sonderung von dem Ganzen und Inneren der Persönlichkeit verlaufen. Es wird sich mehr und mehr zeigen, daß jene Dualistik keine Gegeninstanz an der weiblichen Wesenheit als solcher findet, ja, daß deren Verhältnis zur männlichen an der Koketterie eine besondere Synthese seiner entscheidenden Momente besitzt: weil eben das Verhältnis der Frau zum Manne,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seinem spezifischen und unvergleichlichen Sinne nach, sich in Gewähren und Versagen erschöpft. Gewiß gibt es unzählige andere Relationen zwischen ihnen, Freundschaft und Feindschaft, Gemeinsamkeit der Interessen und sittliches Füreinandersein, Verbundenheit unter religiöser oder sozialer Ägide, Kooperation zu sachlichen oder familiären Zwecken. Allein entweder sind diese allgemein menschlicher Art und können im wesentlichen auch unter Personen gleichen Geschlechts stattfinden, oder sie werden von irgendeinem realen oder idealen Punkt außerhalb der Subjekte selbst und der unmittelbaren Verbindungslinie zwischen ihnen bestimmt und bilden deshalb keine so reine und exklusive Wechselwirkung unter diesen wie allein das Versagen und Gewähren, das natürlich im weitesten Sinne und alle Inhalte innerlicher und äußerlicher Art in sich aufnehmend, zu verstehen ist*). Versagen und Gewähren ist das, was die Frauen vollendet können und was nur sie vollendet können. Man hat aus diesem Zusammenhange heraus die ganze Tatsache der Koketterie auf die uralte — in ihrer Verbreitung freilich sehr ungewisse — Erscheinung der „Raubehe" zurückführen wollen. Noch heute gilt es allerdings in ganz verschiedenen Teilen der Erde — bei den Tungusen, den Neuseeländern, einigen Beduinenstämmen u. a. — als durchaus angemessen, wenn die Braut sich dem Bräutigam bei der Heimführung mit allen Kräften widersetzt und sich nur nach gewaltsamem Ringen ihm überläßt. Freilich finden sich hier die Elemente der Koketterie, wenn auch in brutalen Maßen, zusammen. Aber mit der Änderung des Maßstabes scheinen sie auch ihre Vorzeichen zu ändern: jene sträuben sich, aber sie ergeben sich, während, damit verglichen, die Kokette sich nicht sträubt, aber sich auch nicht ergibt. Die Attitüde der

*) In Untersuchungen, die das Verhältnis der Geschlechter in seiner ganzen Breite berühren, werden die Ausdrücke fast unvermeidlich aus naheliegenden psychologischen Gründen vor allem ihren rohesten Sinn anklingen lassen. Wo hier indes von Gewähren und Genuß, von Ja und Nein die Rede ist, bezeichnet dies die allgemeinen Formen jenes Verhältnisses, die sich mit den sittlich und ästhetisch höchsten wie niedrigsten Inhalten erfüllen. Diese äußersten Unterschiede der Werte können es der nur psychologischen Betrachtung nicht verwehren, jene formalen Kategorien in ihnen gleich wirksam zu sehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschlechter im Versagen und Gewähren ist eben eine charakteristisch verschiedene. Das Sich-versagen eines Mannes gegenüber einer Frau, die ihm entgegenkommt, mag aus ethischen, personalen, ästhetischen Gründen noch so gerechtfertigt, ja notwendig sein — es hat immer etwas Peinliches, Unritterliches, gewissermaßen Blamables, und zwar für ihn mehr als für die Frau, für die das Zurückgewiesenwerden leicht einen tragischen Akzent bekommt. Es ist nicht die geziemende Attitüde des Mannes, eine Frau abzuweisen, gleichviel ob es auch für sie nicht geziemend war, sich ihm anzubieten — während umgekehrt die Rechnung völlig glatt aufgeht: den werbenden Mann abzuweisen, ist sozusagen eine der Frau durchaus angemessene Geste. Ebenso aber ist auch das Sich-Gebenkönnen der Frau, trotz eines am Schlusse dieser Seiten anzudeutenden Vorbehaltes, so tief und ganz und ein so erschöpfender Ausdruck ihres Seins, wie ihn vielleicht der Mann auf diesem Wege niemals erreichen kann. Im Neinsagen und im Jasagen, im Sich-hingeben und Sich-versagen sind die Frauen die Meister. Dies ist die Vollendung der sexuellen Rolle, die dem weiblichen Elemente schon von dem Tierreiche an zukommt: das wählende zu sein. Damit begründet sich wohl die von Darwin beobachtete Erscheinung, daß bei unseren Haustieren die Weibchen viel mehr individuelle Zu- und Abneigung den Männchen gegenüber zeigen, als umgekehrt. Da die Frau die wählende ist, wird sie vielmehr durch die Individualität des Mannes bestimmt; daß der Mann dieser oder jener bestimmte ist, führt die Gesamtentscheidung herbei, während der Mann mehr die Frau als Frau überhaupt sucht — so vieles die kulturellen Verschiedenheiten auch an diesem Grundverhältnis nach beiden Seiten hin modifizieren mögen. Diese individuelle Auswahl, die den Frauen hier zufällt, gibt ihnen viel mehr Gelegenheit als der Mann sie hat, die Wahl in der Schwebe zu lassen. Kein Wunder, daß ihnen aus all diesen Momenten in der Koketterie eine dem Manne durchaus nicht adäquate Form erwachsen ist, in der ihnen Versagen und Gewähren sozusagen gleichzeitig möglich ist.

Das Motiv, das die Frau zu diesem Verhalten bewegt, ist, auf seine allgemeinste Formel gebracht, der Reiz der Frei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heit und der Macht. Die Frau ist normalerweise nur einmal oder wenige Male in der Lage, über die Grundfrage ihres Lebens zu entscheiden — und gerade in diesem Ernstfalle ist die individuelle Freiheit ihrer Entschließung oft genug nur eine scheinbare. Aber in der Koketterie nimmt sie diese Entscheidung, wenn auch nur in Annäherung und Symbol, gleichsam chronisch in die Hand. Indem sie das Ja und Nein, Hinwendung und Abwendung, abwechselnd dominieren oder zugleich fühlen läßt, zieht sie sich aus jedem von beiden zurück und handhabt jedes als ein Mittel, hinter dem ihre eigne, unpräjudizierte Persönlichkeit in voller Freiheit steht. Es ist eine allenthalben bewährte Beobachtung, daß Freiheit nicht bei ihrem negativen Sinn stehen zu bleiben, sondern sogleich oder zugleich zum Gewinn von Macht und Machtübung benutzt zu werden pflegt. In dem Fall der Koketterie verschlingt sich beides unmittelbar ineinander. Die Macht der Frau dem Manne gegenüber offenbart sich an dem Ja oder Nein und eben diese Antithese, in der das Verhalten der Kokette schwingt, begründet das Freiheitsgefühl, die Nichtgebundenheit des Ich durch das eine wie das andere, das Fürsichsein jenseits der beherrschten Gegensätze. Die Macht der Frau über Ja und Nein liegt vor der Entscheidung; hat sie entschieden, so ist, in beiden Fällen, ihre so gefärbte Macht zu Ende. Die Koketterie ist das Mittel, diese Macht in einer Dauerform zu genießen. Und mindestens in einer Anzahl von Fällen hat sich beobachten lassen, daß sehr herrschsüchtige Frauen auch sehr kokett sind. Denn — und dies bedarf zur Klarstellung der Situationstypik besonderer Hervorhebung — all jenes Schwanken und Pendeln betrifft gar nicht das Sein der Frau und dessen Richtungsbestimmtheit, sondern nur dessen Erkennbarkeit für ihr Gegenüber. Es verrät keineswegs eine objektiv-innerliche Unsicherheit der Frau — diese ergibt, wo sie etwa vorliegt, ein ganz anderes Bild als die Koketterie, das mit dieser nur eine oberflächliche Ähnlichkeit hat oder sich in einer gewissen Verlegenheit in deren Formen flüchtet, vielleicht, um noch Frist für die Entscheidung zu gewinnen. Innerlich ist die kokettierende Frau vollkommen nach der einen oder der andern Seite hin entschieden. Gerade nur, daß sie eine Entschiedenheit zu verhüllen hat, daß

sie ihr Gegenüber in eine nur ihm zukommende Ungewißheit oder Schwankung über ein an sich Gewisses versetzen kann — das ist der Sinn der ganzen Situation; und dies gibt auch der Kokette ihre Macht und ihr Übergewicht: daß sie fest und in sich bestimmt ist und dabei ein Benehmen zwischen sich und den Mann stellt, das ihn entwurzelt und unsicher macht.

Daß der Mann sich nun zu diesem Spiele hergibt, und zwar nicht nur, weil ihm, dessen Begehren an die Gunst der Frau gefesselt ist, nichts anderes übrigbleibt, sondern oft, als ob er gerade aus dieser ihn hin und her schiebenden Behandlung einen besonderen Reiz und Genuß zöge — das geht zunächst, sehr naheliegend, auf die bekannte Erscheinung zurück: daß eine auf ein schließliches Glücksgefühl hin orientierte Erlebnisreihe schon auf die Momente vor jenem Letzten einen Teil seines Genußwertes ausstrahlt. Die Koketterie ist einer der zugespitztesten Fälle dieser Erfahrung. Ursprünglich mag der einzige Genuß der erotischen Reihe der physiologische gewesen sein. Von diesem aber ist er allmählich auch auf alle früheren Momente der Reihe übergangen. Daß hier, soweit das rein Psychologische in Betracht kommt, tatsächlich eine historische Evolution vorliegt, ist deshalb wahrscheinlich, weil die Lustbedeutung sich auf um so entferntere, andeutendere, symbolischere Momente des erotischen Gebietes erstreckt, je verfeinerter und kultivierter die Persönlichkeit ist. Das seelische Zurückrücken kann so weit gehen, daß z. B. ein junger verliebter Mensch aus dem ersten heimlichen Händedruck mehr Seligkeit schöpft als später aus irgendeiner restlosen Gewährung, und daß für manche zarte und sensible Naturen — die keineswegs frigid oder unsinnlich zu sein brauchen — der Kuß, ja das bloße Bewußtsein des Wiedergeliebtwerdens alle gleichsam substantielleren erotischen Freuden übertrifft. Der Mann, mit dem eine Frau kokettiert, fühlt schon an ihrem Interesse für ihn, an ihrem Wunsch, ihn anzuziehen, den irgendwie anklingenden Reiz ihres Besitzes, wie überhaupt das versprochene Glück schon einen Teil des erreichten antizipiert. Daneben tritt, mit selbständiger Wirksamkeit, eine andere Nuance desselben Verhältnisses. Wo der Wert eines Endzieles schon fühlbar auf seine Mittel oder Vorstadien rückt, ist das Quantum des so genossenen

Wertes doch von der Tatsache modifiziert, daß in keiner realen Reihe der Gewinn einer Zwischenstufe mit absoluter Sicherheit den des entscheidenden Endwertes garantiert: der Wechsel auf diesen, den wir mit dem Vorgenuß diskontiert haben, wird vielleicht doch nicht eingelöst. Für die Zwischenstadien bewirkt dies, neben einer unvermeidlichen Herabsetzung ihres Wertes, doch auch eine Steigerung seiner durch den Reiz des Hazards, insbesondere, wenn das fatumsmäßige, der Entscheidung durch eigene Kraft entzogene Element, das allem Erreichen einwohnt, in seiner dunklen Anziehung aufsteigt. Wenn wir die Chance des Verfehlens, die sich zwischen Vorstadium und Zielstadium schiebt, nach ihrem vollen sachlichen Gewicht rechneten, so würde es wohl zu jener Vordatierung des Glücks kaum kommen; aber wir empfinden sie zugleich als Reiz, als das lockende Spiel um die Gunst der unberechenbaren Mächte. In dem seelischen Verhalten, das die Kokette hervorzurufen versteht, ist dieser eudämonistische Wert des Hazards, des Wissens um das Nichtwissen von Gewinn oder Verfehlung, gleichsam zum Stehen gekommen und festgeworden. Dieses Verhalten zieht einerseits aus dem Versprechen, das die Koketterie einschließt, jenes vorweggenommene Glück; der Revers davon aber, die Chance, daß diese Vorwegnahme durch eine Wendung der Dinge dementiert werde, erwächst ihm als die gleichzeitige Distanzierung, die die Kokette ihrem Gegenüber fühlbar macht. Indem dies beides dauernd gegeneinander spielt, keines ernsthaft genug ist, um das andere aus dem Bewußtsein zu verdrängen, steht auch über dem Negativen die Chance des Vielleicht, ja dies Vielleicht, in dem die Passivität des Hinnehmens und die Aktivität des Erringens eine Einheit des Reizes bilden, umschreibt die ganze innere Reaktion auf das Verhalten der Kokette.

Besagt diese Reaktion des Mannes schon hier durch ihre Lust am Hazard und der eigentümlichen anschaulichen Ineinsbringung seiner polaren Möglichkeiten weit mehr, als daß die Pendelung des koketten Spieles ihn einfach mit sich schleift, so erhebt sich endlich seine Rolle weit über das einfache Objektsein, wenn er auf das Spiel selbst eintritt und den Reiz an diesem, nicht an einem eventuellen Definitivum findet. Damit

erst ist die ganze Aktion wirklich in die Sphäre des Spieles erhoben, während sie, solange der Mann es noch ernst meinte, insoweit mit der der Realität gemischt war. Jetzt will auch der Mann gar nicht weitergehen, als die Linie der Koketterie angibt, und während dies nach dem logischen und genetischen Sinn der Koketterie ihren Begriff aufzuheben scheint, ergibt es vielmehr erst ihren von aller Ablenkung und aller Chance des Umschlagens gelösten, völlig formreinen Fall. Es ist weniger die Kunst des Gefallens — das noch irgendwie in die Realitätssphäre hineinragt — als die Kunst des Gefallens, die nun den Drehpunkt der Beziehung und ihrer Attraktionen ausmacht. Hier ist die Koketterie völlig aus der Rolle des Mittels oder der bloßen Vorläufigkeit heraus in die eines Endwertes gerückt: Alles, was ihr aus jener ersten an Genußwert gekommen ist, ist jetzt völlig in diese zweite hineingewachsen, die Vorläufigkeit hat ihr Bedingtsein durch ein Definitivum oder auch nur durch dessen Idee abgeworfen, und gerade daß sie das Cachet des Vorläufigen, des Schwebens und Schwankens hat, dies ist — logisch widersprechend, aber psychologisch tatsächlich — ihr endgültiger, nicht über den Moment ihres Daseins hinausfragender Reiz geworden. Deshalb wandelt sich die Konsequenz des koketten Verhaltens: daß der inneren Sicherheit der Kokette eine Unsicherheit und Entwurzeltheit des Mannes, eine oft verzweiflungsvolle Preisgegebenheit an ein Vielleicht korrespondierte — hier völlig in ihr Gegenteil. Wo der Mann selbst nichts mehr als dieses Stadium begehrt, gibt ihm nun gerade die Überzeugung, daß es der Kokette nicht Ernst ist, eine gewisse Sicherheit ihr gegenüber. Er kann nun, wo kein Ja ersehnt und kein Nein gefürchtet wird, wo aber auch die etwaigen Gegeninstanzen gegen jene Sehnsucht keiner Erwägung bedürfen, sich dem Reize dieses Spieles weitergehend überlassen, als wo er wünscht, vielleicht aber auch irgendwie fürchtet, daß der einmal begonnene Weg auch zum Endpunkt führe.

Nur am reinsten markiert sich hier die Beziehung zu Spiel und Kunst, die allenthalben der Koketterie eigen ist. Denn sie ist im höchsten Maße das, was Kant für das Wesen der Kunst erklärte: „Zweckmäßigkeit ohne Zweck". Das Kunstwerk hat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durchaus keinen „Zweck" — aber doch erscheinen seine Teile so sinnvoll ineinandergreifend, jedes an seiner Stelle notwendig, als ob sie zu einem völlig angebbaren Zwecke zusammenwirkten. Die Kokette nun verfährt genau so, als interessierte sie sich nur für ihr jeweiliges Gegenüber, als sollte ihr Tun an dem vollen Maße einer, wie auch immer qualifizierten Hingebung münden. Nun aber ist dieser sozusagen logische Zwecksinn ihres Tuns gar nicht ihre Meinung, sondern sie läßt dieses Tun konsequenzlos in der Luft verschweben, indem sie ihm ein ganz anders gewendetes Ziel gibt: zu gefallen, zu fesseln, begehrt zu werden — aber ohne sich irgendwie daraufhin beim Wort nehmen zu lassen. Sie verfährt durchaus „zweckmäßig", aber den „Zweck", auf den dies Verfahren in der Reihe der Realität zugehen müßte, lehnt sie ab, verflüchtigt ihn in die rein subjektive Beglückung des Spieles. Wie die Geselligkeit die Spielform der Gesellschaft ist, wie das Miteinander, Gegeneinander, Füreinander, das diese ausmacht, sich in der Anmut des Geselligseins symbolisiert und gleichsam gewichtlos wiederholt, so ist Koketterie die Spielform der Liebe. Das Spiel hat keine Zukunft, es erschöpft sich im Reize seiner Gegenwart, ihm fehlt die Kraft der realen Teleologie, die über den Moment hinwegreicht. Dieses Abgeschnittensein von der Kontinuität der Lebensreihe ist eines der Momente, die das Spiel mit dem Kunstwerk verbinden. Was das innere, man könnte sagen das transzendentale Wesen der Koketterie freilich von dem der Kunst scheidet, ist dies, daß die Kunst sich von vornherein jenseits der Wirklichkeit stellt und durch die von ihr überhaupt abgewandte Blickrichtung von ihr erlöst, während die Koketterie zwar mit der Wirklichkeit auch nur spielt, aber doch mit der Wirklichkeit spielt. Das Pendeln der Impulse, das sie darbietet und hervorruft, bezieht seinen Reiz niemals ganz aus den rein abgelösten Formen des Ja und Nein, des sozusagen abstrakten Verhältnisses der Geschlechter — obgleich dies die eigentliche, indes nie völlig erreichbare Vollendung der Koketterie wäre; die Empfindungen vielmehr, deren Heimat nur in der Realitätsreihe zu finden ist, klingen immer mit an, die reine Relation der Formen wird von ihnen durchblutet. Die Kokette und in jenem vorhin angedeuteten Falle auch ihr Partner, spielen zwar und entheben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich damit der Wirklichkeit, aber sie spielen nicht mit dem Scheine der Wirklichkeit, wie der Künstler, sondern mit der Wirklichkeit selbst.

Nach einer Richtung hin freilich besteht noch eine eigentümliche Analogie zwischen dem koketten Verhalten und der Kunst. Man sagt von der Kunst, daß sie sich „gegen ihr Objekt gleichgültig verhalte". Der Sinn dieser Behauptung kann nur sein, daß die Werte, die die Kunst den Dingen abgewinnt, in keiner Weise dadurch alteriert werden, daß eben diese Dinge, an den nicht-künstlerischen Maßstäben gemessen, erfreulich oder unerfreulich, moralisch oder unmoralisch, religiös oder profan sind. Diese relativ einfache Art, sich jenseits der sonstigen positiven oder negativen Werte des Erscheinungskreises überhaupt zu stellen, nimmt die Koketterie gewissermaßen mit einer pointierteren, ausgesprocheneren Methode auf. Denn — was oben schon ein andrer Zusammenhang andeutete, — die Vornahmen der Kokette mit den Dingen, die die Werkzeuge ihrer Absichten sind, ist ein mindestens ideelles, mindestens als stete Möglichkeit gefühltes Pendeln zwischen Interesse für sie und Interesselosigkeit, Hingebung an ein Objekt, abwechselnd mit der an sein Gegenteil, An-sich-ziehn und Von-sich-abstoßen jedes einzelnen. Dieses Gelöstsein von der sachlichen und anderweitigen Wertbedeutung der Dinge, wie es sich in dem gleichzeitigen positiven und negativen Verhalten zu ihnen ausspricht, markiert sich noch einmal an der Vorurteilslosigkeit, mit der die Kokette alle beliebigen Gegensätzlichkeiten in ihren Dienst nimmt: den Augenaufschlag wie den Augenniederschlag, die Frömmigkeit wie den Atheismus, die Naivität wie die Raffiniertheit, das Wissen wie die Unwissenheit — ja mit ihrer Koketterie selbst vermag eine Frau zu kokettieren, so gut wie mit ihrer Nicht-Koketterie. Wie dem Künstler alle Dinge dienen müssen, weil er von ihnen nichts als ihre Form will, so müssen sie alle der Kokette dienen, weil sie von ihnen nur will, daß sie sich in das Spiel von Halten und Loslassen, von Hinwenden und Wegwenden einfügen lassen. Denn noch einmal: eine Frau mag durch ihre Religiosität einen Mann zu fesseln suchen oder durch ihre Freigeisterei — dies ist noch nicht Koketterie, sondern wird es erst durch jene einzigartige Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

handlung, die sich keinem Inhalt als einem endgültigen hingibt, die ihre Souveränität, noch in jedem Augenblick Ja oder Nein zu ihm zu sagen, keinem gegenüber abdiziert, die ihr spezifisches Anziehungsmittel für ihr Gegenüber: das Zugleich von Anziehung und Zurückweisung, — auch ihre Beziehung zu den Dingen färben läßt. Auch hier steht das Vielleicht, das Wegsehen bei gleichzeitigem Hinsehen, die Freiheit gegenüber dem für sich bedeutungslosen und also nicht ernstgenommenen Mittel — als Hintergrund hinter der im Augenblick noch so sehr markierten Ernsthaftigkeit. Die Kunst gewinnt ihr Jenseits der realen Bedeutung der Dinge dadurch, daß sie ihnen mit eindeutiger Sicherheit ausschließlich ihre Form abfragt; darum ist die Kunst immer entschieden und eine Koketterie der Kunst immer eine Peinlichkeit und eine Entgleisung. Für die Koketterie aber erwächst das gleiche Jenseits, indem sie jene reale Bedeutung zwar jeweils aufnimmt, aber sie in jedem Augenblick durch ihr jeweiliges Gegenteil aufhebt — wenn auch nur als Möglichkeit, Andeutung, Nuance, Hintergrund. Die Kunst kann den andern Kategorien und den Sachgehalten des Lebens gegenüber deshalb als Spiel erscheinen, weil sie von einer, jene alle ausschließenden Kategorie aus unbarmherzig Ernst macht; die Koketterie dagegen ist Spiel, weil sie überhaupt mit nichts Ernst macht; aber das so negativ Ausgedrückte ist ein ganz positives Verfahren, das alle Gegensätze, mindestens potentiell, gegeneinander ausspielt und das Verhältnis, das ihr Ort ist, gleichsam von jeder Schwere einer Entscheidung entlastet. An den platonischen Begriffen gemessen, mit denen dieser Versuch begann, steht die Kunst gleichmäßig über dem Haben und dem Nichthaben: sie hat alle Dinge, indem sie von ihnen nur ihre Form und ihren artistischen Sinn begehrt, und sie hat keines, weil die Realität, der Gegenstand des eigentlichen „Habens", für sie keinerlei Interesse besitzt; die Künste sind, wie die Franziskaner es von sich sagten: omnia habentes, nihil possidentes. Die Koketterie, auf die Umschriebenheit ihres Objekts beschränkt, ist nicht weniger weit dem Haben und dem Nichthaben — oder, aktiver ausgedrückt, dem Geben und dem Nichtgeben — fern. Aber sie steht nicht über, sondern sozusagen zwischen ihnen, indem sie die Anteile, die sie an beiden hat oder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gibt, in labilem Gleichgewicht hält oder sie so mischt, daß stets das eine von dem andern wie in einem endlosen Prozesse aufgehoben wird.

Ich habe früher erwähnt, daß die ganze Dualistik der Koketterie keinen Widerspruch gegen jene Einheit und Entschiedenheit der Frau — als Typus — enthält, mit der sie in der erotischen Frage viel mehr als der Mann vor einem: Alles oder Nichts — steht: wobei das „Alles" wiederum nicht auf seinen äußerlichen Sinn beschränkt ist. So wenig widerspricht sie ihr, daß nun, zuletzt und zuhöchst, die Koketterie vielmehr zum Symbole der Art wird, wie jene Einheit sich gibt. Es scheint nämlich die durchgehende Erfahrung des männlichen Empfindens zu sein, daß die Frau — und zwar gerade die tiefste, hingebendste, in ihrem Reiz nicht erschöpfliche — noch in dem leidenschaftlichsten Sich-verschenken, Sich-offenbaren irgendein letztes Unenträtseltes, Ungewinnbares zurückbehalte. Vielleicht hängt das gerade mit jener Einheit zusammen, in der alle Keime und Möglichkeiten noch enger, undifferenzierter nebeneinander oder ineinander ruhen, so daß man den meisten Frauen gegenüber das Gefühl einer gewissen Unentwickeltheit, nicht recht in die Aktualität hinein gelöster Potenzen hat — und zwar noch ganz jenseits etwaiger Entwicklungshemmungen durch soziale Vorurteile und Benachteiligungen. Gewiß ist es unrichtig, in dieser „Undifferenziertheit" einfach ein Manko, ein Zurückgebliebensein zu sehen; vielmehr ist dies die durchaus positive, ein eigenes Ideal bildende Wesensart der Frau, die gleichberechtigt neben der „Differenziertheit" des Mannes steht. Allein von dieser aus gesehen, erscheint jene doch als ein Noch-Nicht, ein uneingelöstes Versprechen, eine ungeborene Fülle dunkler Möglichkeiten, die sich von ihrem seelischen Standort noch nicht so weit auseinander- und emporgerankt haben, um sichtbar und darbietbar zu werden. Dazu kommt, mit dem gleichen Erfolge, noch dies: daß die Formungs- und Ausdrucksweisen — keineswegs nur die sprachlichen —, die unsere Kultur der seelischen Innerlichkeit zur Verfügung stellt, im Wesentlichen von Männern geschaffen sind und darum unvermeidlich vor allem der männlichen Wesensart und ihren Bedürfnissen dienen; so daß gerade für das differenziell

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Frauenhafte unzählige Male gar kein befriedigender und verständlicher Ausdruck vorhanden sein wird. Auch dies also wird jenes Gefühl tragen helfen: daß auch die vollkommenste Hingabe der Frau einen letzten, heimlichen Vorbehalt ihrer Seele nicht hebt, daß irgend etwas, dessen Offenbarung und Darbietung eigentlich zu erwarten stünde, sich von seinem Wurzelgrunde nicht lösen will. Gewiß ist dies keine gewollte Schranke des Schenkens, ein Etwas, das dem Geliebten nicht gegönnt würde, sondern ein Letztes der Persönlichkeit, das sich nur sozusagen nicht explizieren kann, das auch hingegeben wird, aber nicht als etwas Durchsichtiges und Benennbares, ein verschlossenes Gefäß, zu dem der Empfangende keinen Schlüssel hat. Kein Wunder, wenn in diesem dann die Empfindung entsteht, daß ihm etwas vorenthalten ist, wenn das Gefühl, etwas nicht zu besitzen, so gedeutet wird, als wäre es nicht gegeben. Wie diese Erscheinung einer Reserve auch entstanden sei — sie stellt sich als ein geheimnisvolles Ineinander von Ja und Nein, von Geben und Verweigern dar, das die Koketterie gewissermaßen präformiert. Indem die Koketterie dies „Halbverhülltsein" der Frau, das ihre tiefste Relation zum Manne ausdrückt, mit pointiertem Bewußtsein aufnimmt, würdigt sie freilich den letzten, metaphysischen Grund der Beziehung zu einem bloßen Mittel ihrer äußeren Realisierung herab; allein dies erklärt dennoch, weshalb Koketterie keineswegs eine „Dirnenkunst" ist — so wenig, daß die hetärische ebenso wie die ungeistig-sinnlichste Frau keineswegs die koketteste zu sein pflegt — und daß Männer, auf die jede bloß äußerliche Verführung ganz ohne Wirkung bleibt, sich dem Reize der Koketterie bewußt und mit dem Gefühl ergeben, daß sie weder ihr Subjekt noch ihr Objekt entwürdigt.

An dieser Form, die den Anteil der Frau an dem Verhältnis der Geschlechter gestaltet, an diesem Ja und Nein, das die Basis jedes Ja oder Nein ist, offenbart sich nun doch ein tieferer Sinn jener Deutung der Liebe als eines Mittleren zwischen Haben und Nichthaben. Denn nun ist das Nichthaben in das Haben hineingewachsen, beide bilden die Seiten einer Beziehungseinheit, deren äußerste und leidenschaftlichste Form schließlich das Haben von etwas ist, das man zugleich nicht hat. Die tiefe metaphy-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sische Einsamkeit des Individuums, zu deren Überwindung alles Hinwollen des einen zum anderen nur ein ins Unendliche verlaufender Weg ist, hat in dem Verhältnis der Geschlechter eine besonders gefärbte, aber vielleicht am prinzipiellsten fühlbare Ausgestaltung gewonnen. Hier wie sonst gibt dies Verhältnis der Geschlechter das Prototyp für unzählige Relationen innerhalb des individuellen und des interindividuellen Lebens ab. Es tritt als das reinste Beispiel so vieler Vorgänge auf, weil diese von vornherein durch jene fundamentale Bedingtheit unseres Lebens in ihrer Gestalt bestimmt sind. Daß unser Intellekt z. B. alles Werden und Sich-entwickeln, das reale wie das logische, nie aus einer völligen Einheit heraus begreifen kann, diese vielmehr für sich steril und ohne verständlichen Grund des Anders-werdens bleibt — das ist wahrscheinlich daran gebunden, daß die Entstehung unseres Lebens durch das Zusammenwirken zweier Prinzipien bedingt ist. Ja, daß der Mensch überhaupt ein dualistisches Wesen ist, sein Leben und Denken sich in der Form der Polarität bewegt, jeder Seinsinhalt erst an seinem Gegensatz sich selber findet und bestimmt, geht vielleicht auf jene letztinstanzliche Gespaltenheit der menschlichen Gattung zurück, deren Elemente sich ewig suchen, sich einander ergänzen und doch nie ihren Gegensatz überwinden. Daß der Mensch mit seinen leidenschaftlichsten Bedürfnissen an das Wesen gewiesen ist, von dem er vielleicht durch die tiefste metaphysische Kluft getrennt ist — auch dies ist das reinste Bild, vielleicht aber sogar die entscheidend wirksame Urform für jene Einsamkeit, mit der der Mensch schließlich ein Fremdling, nicht nur unter den Dingen der Welt, sondern auch unter denen ist, die für jeden die Nächsten sind.

Ist deshalb das gleichzeitige Haben und Nichthaben die undurchbrechliche Erscheinungsform oder auch eine letzte Basis der Erotik, so wird sie durch die Koketterie aus ihr rein abdestilliert, und zwar, wie ich schon aussprach, in der Form des Spieles — wie gerade das Spiel oft aus den Komplikationen der Wirklichkeit heraus die einfachsten Grundverhältnisse sich zum Inhalte macht: das Jagen und Gewinnen, die Gefahr und die Glückschance, das Ringen und das Überlisten. Durch die Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wußtheit der Koketterie zeichnet sich jedes der tief ineinander gesenkten Gegenelemente schärfer an dem anderen ab: sie gibt dem Nichthaben gleichsam eine positive Anschaulichkeit, macht es durch die spielende, andeutende Vorspiegelung des Habens erst recht fühlbar, wie sie umgekehrt durch die drohende Vorspiegelung des Nichthabens den Reiz des Habens aufs äußerste steigert. Und wenn jenes Grundverhältnis zeigte, daß wir auch im definitiven Haben noch irgendwie nicht haben, so sorgt die Koketterie dafür, daß wir auch im definitiven Nichthaben schon irgendwie haben können. In einen ähnlichen Gedanken mündend erklärt ein französischer Sozialpsychologe die Koketterie so, daß mit steigender Kultur die gestiegene Reizbarkeit einerseits, die gewachsene Zahl reizvoller Erscheinungen andrerseits eine erotische Bedrängnis der Männer geschaffen hätte; es sei eben doch nicht möglich, all die anziehenden Frauen zu besitzen — während in primitiven Zeiten eine solche Fülle anziehender Erscheinungen überhaupt nicht bestünde. Dem hülfe nun die Koketterie ab, indem sich mit ihr die Frau potentiell, symbolisch oder annähernd einer großen Anzahl von Männern geben könnte, der einzelne Mann eine große Anzahl von Frauen irgendwie besitzen könnte. —

Wenn es schien, als wäre die Koketterie ausschließlich in der Beziehung zwischen Männern und Frauen erwachsen, eine Oberflächenspiegelung, die den letzten Grund dieser Beziehung, unter einem bestimmten Winkel gebrochen, darstellte — so belegt dies nun noch schließlich jene umfassende Erfahrung, daß vielerlei allgemein menschliche Verhaltungsformen an der Relation der Geschlechter ihr normgebendes Beispiel besitzen. Sieht man nämlich die Arten an, wie der Mensch sich zu Dingen und anderen Menschen stellt, so steht unter ihnen die Koketterie als ein ganz allgemeines, keinen Inhalt von sich ablehnendes formales Verhalten. Das Ja oder Nein, mit dem wir Entscheidungen gewichtiger oder alltäglicher Art gegenüberstehen: Hingaben und Interessiertheiten, dem Ergreifen einer Partei und dem Glauben an Menschen oder Lehren — wandelt sich unzähligemal in ein Ja und Nein, oder auch in einen Wechsel zwischen beiden, der den Charakter einer Gleichzeitigkeit trägt, weil hinter jeder jeweiligen Entscheidung die andere als Möglichkeit oder als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Versuchung steht. Der Sprachgebrauch läßt die Menschen mit religiösen oder politischen Standpunkten, mit Wichtigkeiten wie mit Zeitvertreiben „kokettieren"; und viel öfter, als unsere Worte es wahrhaben wollen, findet das so bezeichnete Verhalten in Ansätzen und bloßen Nuancierungen, in Vermischungen mit andersartigem Benehmen und in Selbsttäuschungen über seinen Charakter statt. Alle die Reize des gleichzeitigen Für und Gegen, des Vielleicht, des verlängerten Vorbehaltes der Entscheidung, der ihre beiden, in der Realisierung einander ausschließenden Seiten zusammen vorgenießen läßt — sind nicht nur der Koketterie der Frau mit dem Mann eigen, sondern sie spielen gegenüber tausend anderen Inhalten. Es ist die Form, in der die Unentschiedenheit des Lebens zu einem ganz positiven Verhalten kristallisiert ist, und die aus dieser Not zwar keine Tugend, aber eine Lust macht. Mit jenem spielenden, obgleich keineswegs immer von der Stimmung des „Spieles" begleiteten Sich-nähern und Sich-entfernen, Ergreifen, um wieder fallen zu lassen, Fallenlassen, um wieder zu ergreifen, dem gleichsam probeweisen Sichhinwenden, in das schon der Schatten seines eigenen Dementis fällt — hat die Seele die adäquate Form für ihr Verhältnis zu unzähligen Dingen gefunden. Der Moralist mag dies schelten; aber es gehört nun einmal zu der Problematik des Lebens, daß es vielen Dingen gegenüber, zu denen es eine Relation doch nicht einfach ablehnen kann, keinen eindeutigen, von vornherein festen Standort besitzt; in den Platz, den sie unserem Tun und Empfinden bieten, geht dieses seiner eigenen Form nach nicht recht hinein. Da nun entsteht das Vor- und Zurücktreten, das versuchende Halten und Loslassen, in dessen schwankender Dualistik sich jene so oft unvermeidliche Grundrelation des Habens und Nichthabens malt. Indem ein so tragisches Moment des Lebens sich in die spielende, schwankende, zu nichts engagierende Form, die wir das Kokettieren mit den Dingen nennen, kleiden kann — begreifen wir, daß diese Form ihre typischste, reinste Erfüllung gerade an dem Verhältnis der Geschlechter gewinnt — an dem Verhältnis, das schon in sich die vielleicht dunkelste und tragischste Beziehung des Lebens in die Form seines höchsten Rausches und schimmerndsten Reizes hüllt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN